O. germ.

1977 m (1, 1 Hesekiel

Aus drei Kaiserzeiten.

Von

George Hesekiel.

Erste Abtheilung.

Bei Kaiser Carl's Leben.

I.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1862.

Bei Kaiser Carl's Leben.

Von

George Hesekiel.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1862.

Der

Freifrau

Florentine Louise von Simolin,

Edlen Herrin von Bathory,

des Königl. Bayrischen Theresien-Ordens Ehrendame,

zugeeignet.

Aus drei Kaiserzeiten.

Inhalt des ersten Bandes der ersten Abtheilung.

I.

Jobst unter der Esche.

„Es verlanget mir im Herzen
Nach dem liebeglühn'den Lande,
Nach der Liebe süßen Schmerzen,
Nach der Liebe holdem Bande."

(König Ludwig von Bayern.)

Erstes Capitel.

Jobst unter der Esche.

Unvergessen bis auf diesen Tag ist im Böhmerlande die Regierung jenes klugen Lützelburgers, der als Kaiser Carl IV., als König von Böhmen aber Carl I. hieß; das ist nicht der Menschen Verdienst, denn wenn sie schwiegen, so würden die Steine reden und zeugen von Dem, was jener Carl gethan für Land und Volk in seiner Regierungszeit. Vielleicht war Carl IV. kein großer deutscher Kaiser und sicher war er's nicht im Sinne seiner Zeitgenossen, die in der Fülle ihrer übersprudelnden Körperkraft nur schwer den Maßstab für die Bedeutung dieses Fürsten, die vorwiegend eine geistige war, zu finden vermochten; war also Carl IV.

vielleicht kein großer Kaiser, so war Carl I. dafür sicher ein großer König von Böhmen, der größeste König dieses Landes, dem man von seinen Nachfolgern vielleicht nur den einzigen Georg von Podiebrad und Cunstat würde zur Seite setzen können, wenn dieser vorzügliche Fürst länger gelebt hätte. Mehr für Böhmen hat keiner seiner Herrscher gethan, nach allen Seiten hin hat Carl I. segensreich gewirkt; für Kirche und Schule, für Kunst und Wissenschaft, für Handel und Gewerbe, für Ackerbau und Waffenwerk, für jede Lebensthätigkeit war der kluge Lützelburger ein mächtiger Beförderer oder einsichtiger Schöpfer. Böhmen florirte unter seinem ersten Carl, sein erster Carl war deutscher Kaiser, der römisch-deutsche Kaiser aber war damals noch das Haupt gesammter Christenheit und nicht unwürdig stand Böhmen durch ihn an der Spitze der ganzen abendländischen Welt. Diese hohe Stellung hat Böhmen nicht wieder erreicht, es hat nach Carl I. noch einsichtige und wohlwollende Herrscher gehabt, die zugleich auch auf dem Stuhle Kaiser Carl's des Großen saßen, aber der römisch-deutsche Kaiser hatte aufgehört, das Haupt gemeiner Christenheit zu sein. Eine so große Zeit, wie unter

dem weisen Carl von Lützelburg, ist für Böhmen nicht wieder gekommen, wohl aber eine eben so glückliche, eben so reich gesegnete.

Böhmen hatte Furchtbares gelitten seit den Hussitenkämpfen, der dreißigjährige Krieg, der auf dem Hradschin begonnen hatte, und, so zu sagen, auch wieder auf der Prager Kleinseite endete, hatte das schöne Königreich mit Strömen von Blut überschwemmt; die schaudereregenden Blutgerichte, die der Schlacht am weißen Berge, und dann wieder dem Abfall des bösen und gewaltigen, großen und verkehrten Mannes Albrecht Waldstein folgten, hatten die sociale Physiognomie Böhmens völlig verändert; blutend, athemlos, krank, hilflos, verzweifelnd lag Böhmen darnieder, als der große Krieg, der mit einer That böhmischen Uebermuths begonnen, mit einer böhmischen Mannesthat, der muthigen Vertheidigung der Prager Altstadt unter Colloredo gegen den schwedischen Feldherrn Königsmarck schloß. Mit dem letzten Schuß aus den kleinen Wallbüchsen, aus welchen die muthigen Vertheidiger Prag's das Feuer der schwedischen Geschütze keck erwiederten, verhallte die Stimme des Krieges auf den verheerten Gefilden im Ring der blauen Gebirge.

Hohe Zeit war's, an die Heilung der tiefen Wunden zu denken und Kaiser Ferdinand III. legte Hand an's Werk muthig und weise. Seinem Beispiele folgten Leopold und Joseph, kein feindlicher Fuß betrat Böhmen, so lange sie regierten, frisch aufblühete das unverwüstliche, reiche Land im Friedenssonnenstrahl, gesundes Leben regte sich in den volkreichen Städten, die alte Liebe zu Kunst und Wissenschaft erwachte neu in den böhmischen Männern, reiche Frucht wogte in den Breiten, und auf daß die kriegerische Tugend nicht ausgehe und ersterbe im Lande, zogen die Böhmen unter dem Kaiser-Adler alljährlich zu den Riesenkämpfen aus, in denen Haus Oesterreich rang mit dem Hause Bourbon um seine Weltstellung. Es war ein Schmerz für die böhmischen Patrioten, daß ihr Volk als eine besondere Nation mehr in den Hintergrund trat, es berührte viele daher nicht sanft, als Kaiser Joseph I. die böhmische Churwürde erneuerte und das Land in nähere Beziehungen zum deutschen Reiche brachte, aber Böhmen lernte sich auch fühlen als wichtiges Glied der habsburgischen Monarchie; der hohe Adel sah seine Söhne als Minister und Feldherrn an der Spitze in Krieg und Frieden, der deutsche Geist gebar Schönes

und Großes aus seiner Verschmelzung mit dem specifisch böhmischen Wesen und es war schon eine gesegnete und glückliche Zeit für Böhmen, als der letzte vom Mannsstamm der Habsburger, jener Carl den Thron bestieg, der als König von Spanien Carl III. hieß, als deutscher Kaiser Carl VI., der aber für sein Königreich Böhmen in That und Wahrheit Carl II., ein zweiter Carl wurde. Auch unter seiner Regierung betrat keines Feindes Fuß die böhmische Erde; in fremden Landen aber schlugen sich die kriegerischen Söhne Böhmens unter seinem Banner gegen Türken und Franzosen und gewannen hellen Kriegsruhm. Mit fürstlicher Milde suchte Carl die Gelehrten und Künstler Böhmens heim, vorab die Musiker, denn der kaiserliche Herr trieb selbst Musik mit hoher Meisterschaft, und das Herz der musikkundigen und musikliebenden Böhmen gehörte ihm schon darum ganz. Er that nichts Großes eben für den lauten Ruhm, Böhmens zweiter Carl, aber er half gern und oft, er förderte im Stillen und linderte und erleichterte wenigstens die Lasten, die er nicht ganz abzunehmen vermochte. Ein Wohlbehagen, das noch größer war, als der Wohlstand, gab sich in Böhmen kund, wie

man es seit den Tagen des ersten Carl nicht gekannt, und darum setzte man billig die Zeit Carls des Andern an die Zeit Carls des Ersten; mag auch der Habsburger persönlich sonst zurücktreten gegen den weisen Lützelburger, an echt fürstlichem Wohlwollen für die „böhmische Kron und Chur" steht er ihm gleich.

In dieser gesegneten Zeit nun, da Herr Carl der Andere ein König und Churfürst war zu Böheim und zwar im Jahre Eintausend siebenhundert und dreiundzwanzig, da begab es sich, daß ein junger Gesell an einem der letzten Maientage die Straße zog, die von Bayern herein führt durch das Egerland in das Herz von Böhmen. Mit raschen Schritten kam der Wandersmann seines Weges daher auf der Straße, die mehr durch das gute Wetter, als durch der Menschen Fürsorge wohl gebahnt erschien.

Und wenn er ängstlich forschende Blicke mit sichtlichem Mißtrauen bald links- bald rechtseits schweifen ließ, so konnte man dadurch wohl auf den Gedanken gebracht werden, daß dieser Jüngling verborgene Schätze mit sich führen müsse, um welcher willen er einen räuberischen Ueberfall fürchte. Die Besorgniß

des Wanderers war nämlich so offenbar, daß man ihm aufrichtig glückwünschen mußte zu dem auf dieser Stelle wenigstens ganz genau vollzogenen Leopoldinischen Straßenbefehl. Nach diesem Befehl Kaiser Leopolds des Ersten mußten nämlich durch ganz Böhmen rechts und links von jeder Heerstraße alle Hölzer auf Pistolenschußweite abgetrieben werden, damit nicht Wegelagerer und Raubgesindel sonst sich im Wald verstecken und ganz unvermuthet die Wanderer mit einem bösen Ueberfall heimsuchen möchten.

Das war gewiß ein weiser Befehl, denn nunmehr mußten die Wanderer von Weitem schon die gefährliche Gesellschaft ankommen sehen, konnten ihre Waffen und sonstiges Rüstzeug hervorziehen, sich überhaupt auf jede beliebige Weise zur Wehre in Bereitschaft setzen. Für völlig waffenlose Reisende bot die Leopoldinische Verordnung freilich weniger Vortheile, indessen erleichterte sie doch auch für Menschen, die sich mit einem in jenen Zeiten gewiß sehr seltenen Leichtsinne ohne Waffen auf die Landstraße gewagt hatten, das letzte Rettungsmittel, eine zeitige Flucht.

Unser junger Wanderer gehörte entschieden zu den leichtsinnigsten Personen seiner Zeit, denn in seiner

ganzen Ausrüstung ist auch nichts, gar nichts, was einer Waffe gliche, zu bemerken; ja, er führt nicht einmal den eigentlich unerläßlichen Wanderstab und so wäre er, wenn der alte Fiebelvers Recht hätte, der da lautet:

Das Winseln lernet man vom Hund,
Den Wand'rer thut der Stecken kund.

gar nicht als ein wirklicher Wanderer anzusehen und vielleicht behalten diejenigen auch Recht, die, auf den citirten Fiebelvers gestützt, fest bei dem Satze bleiben: Kein Stecken, kein Wanderer!

Uebrigens bedurfte es kaum eines besonderen Scharfblickes, um alsbald zu erkennen, daß diesem jungen Gesellen auch die besten Waffen keinen Schutz gewährt haben würden, denn je näher er der kleinen Bodensenkung kommt, in welcher eine alte Esche hilfeflehend und wehmüthig, wie ein Bettelmann seine Hände, ihre halb abgestorbenen und halb grünen Zweige nach der nahen Landstraße ausstreckt, desto deutlicher erkennt der alte zerzauste Kerl, der unbeweglich unter der Esche liegt, daß die helle Angst auf diesem Gesichte steht, daß die Furcht die Schritte des Herankommenden beschleunigt.

Der junge Bursch trägt eine im Böhmerlande fremde Tracht: ein enges Wamms von unfeinem schiefergrünen Tuch, kurze Kniehosen von schwarzem Leder, derbe Stiefeln, die bis zur Hälfte der Wade reichen und einen grauen Strumpf sehen lassen, der durch die Knieschnallen mit dem Beinkleid verbunden ist. Dazu kam ein fast ärmlich kurzes Mäntelchen von einem unscheinbaren schwarzen Stoff, das kaum bis zur Hüfte reichte, und ein grober Filzhut mit sehr schmaler Krämpe, an welchem hinten ein kleiner verwitterter schmutziger Strauß von gemachten Blumen und Silberlahn befestigt war. Das also gekleidete Bürschlein hatte kein angenehmes Gesicht, aber unschön war's darum nicht; die Augen, die weit vorlagen, waren groß und tiefdunkel, aber neben der Angst, die sich in den bang und unsicher schweifenden Blicken zeigte, verriethen diese Augen eine Frechheit, die ganz wohl zu dem verschmitzten Zuge um den sonst hübschen und frischen Mund, so wie zu den eigenthümlich spitzen und weißen Zähnen darin paßte. Sonst erschien das Antlitz wohlgeformt und zart von Farbe. Die Figur dagegen war schlank, ohne zierlich zu sein, die Arme waren länger als gute Verhältnisse erheischen; die

Annehmlichkeit, die sonst in einer jugendlichen Erscheinung liegt, war hier durch den Gegensatz aufgehoben, in welchem der Ausdruck und die Haltung zu dem Antlitz und der Gestalt standen, es war in dem jugendlichen Antlitz ein Ausdruck von Alter und Reife, der unangenehm auffiel, und die jugendliche Gestalt hatte eine gezwungene unnatürliche Haltung, die nicht auf Rechnung der Angst kam, sondern offenbar das Ergebniß einer Berechnung war.

Dieser Wanderer heftete seine Blicke, je näher er kam, immer öfter auf die schon erwähnte bettelhafte Esche, die dem Leopoldinischen Gesetz zuwider ziemlich dicht an der Straße stand, er mußte auch den alten Gesellen, der darunter lag, schon längst bemerkt haben, denn dieser gab sich durchaus keine Mühe, sich zu verstecken. Zwar lag er mit den Füßen unt dem Leibe in der kleinen muldenförmigen Bodensenkung, er hatte aber seine Arme bequem auf den Rand derselben gestützt und ragte mit Haupt und Brust darüber hinaus.

Er erwartet offenbar den jungen Wanderer, dessen Näherkommen er schon lange beobachtet hat und, wie es scheint, weiß Jener, daß er hier erwartet wird.

Der Wartende ist ein alter Gesell in der Staatslivree der Bettelhaftigkeit; der weite Kittel oder Mantel, in den seine lange, aber wohlgenährte Gestalt gehüllt ist, prangt mit Flicken von allerlei Stoff und Farbe, Schmutz und Flecke genug daran, aber keine Löcher und Risse darin, also vollkommen tüchtig, seinen Träger gegen Nässe, Wind und Kälte zu schützen; die Beinkleider sind zwar unten ausgefasert, aber sie sind von tüchtigem Stoff, und die Schuhe, roth, schief und vertreten wie sie sind, bieten zwar einen nur mäßig anständigen Anblick, sind aber durch derbe Riestern und starke Bänder völlig diensttauglich; Heuhalme, die neben den nackten Füßen daraus hervorragen, deuten sogar auf eine leichte Hinneigung des Besitzers zur Bequemlichkeit, wenn nicht gar zur Verweichlichung. Eine Kopfbedeckung trägt der Mann nicht und er kann ihrer wirklich entrathen, denn sein Haupthaar ist so lang und so stark und dabei so ineinander gewirrt und verfilzt, daß es eine feste Decke gegen Sonnenbrand und Regenguß bildet; dafür hat der Mann einen Stecken, ein wahres Prachtstück eines Jungeichenknüppels, der aber freilich auf eine ganz bedenkliche Weise mehr einer gefährlichen Waffe als einem

harmlosen Wanderstab ähnelt. Dieser Jungeichenknüppel ist offenbar ein sehr geschätztes Gut, denn sein Besitzer hat ihn nicht nur an einem starken Riemen an der Hand hängen, sondern hält ihn auch unter dem Arm mit einer Art von Zärtlichkeit an sein Herz gedrückt. Der Mann mit dem Jungeichenknüppel hat ein eigentlich ganz wohlwollend aussehendes altes Gesicht, nur das gänzliche Verschwinden der Stirne unter dem dicken Haarwulst gibt ihm einen Anstrich von Wildheit; vielleicht sähe der Alte ganz reputirlich aus, wenn er gewaschen würde, der breite Mund hat etwas Thierischgutmüthiges und in den kleinen zwinkernden Augen, die dicht unter dem überhängenden Haardach funkeln, ist ganz entschieden mehr vom Schalk wie vom Bösewicht.

Der Mann in dieser Staatslivree der Bettelei sah auch keineswegs verhungert oder auch nur hungrig aus, im Gegentheil machten seine fleischigen Gliedmaßen und die beiden vollen Wangen rechts und links neben der verschwindend kleinen rothen Nase den entschiedensten Eindruck der Sattheit, des Wohlgenährtseins; der Mann war eine sehr gute Illustration zu dem Sprichwort: Bettelbrot macht fett! auch

schien er sich in seiner Lage wirklich im höchsten Grade behaglich zu finden.

„Wer kann das sein?“ sagte der Mann leise vor sich hin, das immer näher kommende junge Bürschlein scharf musternd; „ist doch ein verteufelt schlauer Gesell, der Pfälzer, nicht leicht kommt's ihm vor, daß er mir zweimal denselben Boten schickt; aber wie seltsam der Bursch die Beine setzt, hi! Etwas ist da nicht richtig; möchte doch wissen, hi!“

Der Alte sprach ganz behaglich vor sich hin, durchaus nicht wie Einer, den eine brennende Neugierde, oder gar etwa eine bange Vorstellung quält, sondern nur wie ein Mensch, der ein Schauspiel hat, welches seine Aufmerksamkeit beschäftigt.

„Ei! ei!“ rief der alte Bettler, sich plötzlich aufrichtend aus seiner bequemen Lage; „hi hi!“ lachte er dann vor sich hin und grinsete und schmunzelte ganz wunderlich.

Der junge Bursch war nur noch ein paar Schritte von der Esche entfernt, da stand der Alte ganz auf, faßte den Baum mit der Linken und rief dem Kommenden lustig entgegen: „Ihr werdet mir das Glück bringen und ein schmuckes Handgeld, mein artiger

Gesell, habt Ihr keinen Böhmengroschen für den alten Jobst unter der Esche?"

Der Bursch stand vor dem Alten und entgegnete, diesen ohne alle Verlegenheit betrachtend, langsam und nachlässig:

„Wenn Ihr wirklich der alte Jobst 'unter der Esche seid, so müßt Ihr wissen, daß ich keinen Böhmengroschen habe!"

„Ihr seht doch die Esche!" meinte Jobst listig mit den Augen zwinkernd.

„Ich sehe die Esche und sehe auch, daß Ihr alt, ob Ihr aber der Jobst seid, das kann ich nicht sehen!" lautete die kecke Unterbrechung.

„Glaub's schon," erwiederte Jobst lachend, „daß ich Euch zu alt bin, aber sagt mir doch, mein guter Gesell," fuhr er ernster fort, „habt Ihr vielleicht einen rothen Sachsen-Pfennig für mich?"

„Ihr rathet schlecht, alter Mann unter der Esche," rief der Bursch mit sichtlicher Ungeduld, „ich habe für Euch weder einen Böhmengroschen noch einen Sachsen-Pfennig!"

„Eile habt Ihr," entgegnete Jobst mit lautem Gelächter, „gelt, Ihr habt Euch eine hübsche Dirne

bestellt, vielleicht an die Waldecke da unten? d'rum habt Ihr Euch so oft umgesehen, als Ihr des Wegs daher kamet; ich meine der Hals muß Euch schmerzen von all dem Drehen und Wenden; aber ich will Euch nicht aufhalten, bin auch wohl jung gewesen, gebt heraus denn den feinen Pfälzer Batzen mit dem krummen Löwenthier und dem Weckenschild!"

Kaum hatte der Alte das gesagt, so zog der Bursch ein kleines, in ein blaues Tuch geschlagenes Päcklein hervor unter dem kurzen Mantel, reichte das dar und sprach: „Hier, alter Jobst unter der Esche, habt Ihr den Pfälzer Batzen; nehmt hin und gebt mir ein Zeichen, mit dem ich mich ausweisen kann wegen richtiger Abgabe!"

Jobst nahm das Päcklein und ließ es unter seinem Mantel verschwinden, dann blickte er über sich, riß ein Zweiglein von der Esche, streifte das Laubwerk ab, nahm es an den Mund und drückte seine Zähne dreimal leicht darauf, so daß eine dreifache Spur auf der Rinde zu sehen war; das also gezeichnete Holz bot er dem jungen Burschen mit den nicht ohne Stolz gesprochenen Worten: „Da habt Ihr die richtige Quittung vom alten Jobst unter der Esche, ist besser

wie manche, die auf Pergament geschrieben und mit einem großen Siegel bedruckt und behängt wird!"

Sorgsam verbarg der Bursch das Zeichen, dann sagte er gleichgültig: „Gott befohlen!" und wendete sich zum Gehen.

„Ei! ei!" rief der alte Jobst, „hast Du's denn gar so eilig, allerliebster Junggesell, laß Dein Dirnlein warten und höre dem Alten zu unter der Esche, der Dir ein gut Wort sagen will, das Dir nützlich sein kann, heute noch und morgen vielleicht noch viel mehr!"

Der Bettler, denn Jobst unter der Esche war wirklich seines Zeichens und Gewerbes nichts als ein Straßenbettler, sprach in einem so bedeutenden Tone, daß der junge Bursche augenblicklich stille stand und nach einer leichten Zögerung sich auch wieder umwendete nach dem Redenden; unwillig über den Aufenthalt aber war das junge Blut, und halb trotzig aber doch auch zaghaft lautete die Antwort: „Hoho! Ihr habt ja gewaltig schnell eine sonderbare Zuneigung für meine geringe Person gefaßt, edler Herr von der Esche, daß Ihr mit Eurem „Du" mich beehrt, bevor ich's erbeten, als wenn Ihr mir ein Vater; sprecht

denn, Mann, aber macht's kurz, denn ich habe wirklich Eile!"

Wiederum durchforschten ängstlich suchend die Blicke des jungen Menschen die ganze Gegend, so weit sie offen war, dann aber ruhten sie mit nicht allzugroßer Neugierde auf dem fetten Gesichte des Alten, das durch ein breites Lachen nicht eben schöner wurde.

„So," begann Jobst, indem er sich bequem mit beiden Händen auf seinen Jungeichenknüppel stützte, „also Eile hast Du, Söhnchen? Siehe, ich habe keine Eile, die Jugend hat immer Eile, wir Alten niemals; das „Du" aus meinem Munde gefällt Dir nicht? mag sein, daß Du's von weichern, schönern und jüngern Lippen lieber genommen, glaub' Dir's, denn ich bin auch 'mal jung gewesen, aber gefallen lassen mußt Du Dir's doch, denn wer den Pfälzer Batzen bringt zum alten Jobst unter der Esche, der thut's für gute Bezahlung vom schwarzen Grafen auf dem Hradschin ob Prag, ist also des schwarzen Grafen Knecht, ich aber bin des Grafen Knecht nicht, sondern was ich für ihn thue, das thue ich als ein freier Mann aus Freundschaft für ihn und Alle, die ihm

ehrlich dienen, die nenne ich „Du" — das merke Dir, junges Blut! Dein Vater könnte ich sein, sagst Du? Ei, freilich hätte ich Dein Vater werden können, denn Deine Mutter war hübsch genug und mir auch anständig, es legten sich aber andere Leute darein, so daß kein Paar aus uns wurde; über meine schnelle Zuneigung zu Dir wunderst Du Dich? Nun, ich denke mir, daß Du für Andere schon ebenso schnell noch größere Zuneigung gefaßt hast in der letzten Zeit; ganz abgesehen davon, daß ich Deiner Mutter gut war, die indessen doch in ihrer Jugend noch eine viel schmuckere Figur machte, wie Du!"

Ganz starr vor Erstaunen, mit halb offenem Munde stand der junge Bursch vor dem alten Bettler, dessen Rede eine so sonderbare Mischung von hochmüthiger Frechheit und gutmüthiger Laune war, daß sie Jeden, selbst den Klügsten, überrascht haben würde.

„Ihr, Ihr kanntet meine Mutter?" stammelte der junge Gesell endlich, dem die spöttischen Blicke des Alten unerträglich wurden, ganz kleinlaut.

„Ich kannte Deine Mutter, Menschenkind," lachte der Bettler, „ich kannte sie vermuthlich besser, als Du Deinen Vater kennst, doch wir reden wohl an

einem andern Ort später 'mal darüber! jetzt habe ich keine Zeit dazu, verstehst Du es? Ich habe keine Zeit, und Du hast ja auch Eile! Vernimm jetzt, was ich Dir zu sagen habe, und behalte meine Worte fest im Gedächtniß, denn sie werden Dir nützlich sein, heute noch und morgen noch viel mehr. Höre, mein junger Gesell, wenn man Angst hat, so muß man sie nicht sehen lassen, nicht mit den Blicken hin und her fahren, bald rechts und bald links, bald rückwärts und bald vorwärts; Angst haben kann Jeder, wer aber seine Angst zeigt, der lockt die Gefahr, verstanden? Zweitens, wenn man ein junger Bursch sein will, so schreitet man strack aus und setzt die Beine fest vor sich hin, knickt aber nicht in die Kniee und tritt halb über's Kreuz, sonst meinen die Leute, daß sie ein Mädchen vor sich hätten, das einem Knaben Mantel und Hosen genommen zu einer verliebten Mummerei. Drittens, wenn Du einen Auftrag hast für Leute, die Du nicht kennst, so spiele nicht den Hochmüthigen gegen sie, denn sie lassen Dich ablaufen und lachen Dich aus!"

Der alte Jobst brach in ein schallendes Gelächter aus, trat mit einem langen Schritt auf die eigentliche

Straße, wendete und wanderte in gemüthlichen, aber weiten Schritten fürbaß, ohne sich wieder nach dem jungen Gesellen umzusehen, der wie eingewurzelt fest auf seinem Platze stehen geblieben war.

Der Bettler war schon ein ziemlich großes Stück Weges entfernt, als wieder Leben in das Gesicht des Burschen, oder vielmehr der Dirne kam, die Jobst in der Verkleidung erkannt hatte; eine rasende Wuth verzerrte die Züge des Mädchens bis zur völligen Entstellung, heiße Thränen tropften aus den Augen, schwere Tropfen, wie sie der Grimm einzeln erpreßt. Die Bewegung, die das verkleidete Mädchen ergriffen, war so gewaltig, daß es taumelte bei dem Schritte, den es unwillkürlich vorwärts that, doch faßte es den Stamm der Esche krampfhaft fest und hielt sich an dem Baume aufrecht.

„Verflucht, verflucht", stöhnte die Dirne grimmig mit den Zähnen knirschend, „der Teufel spricht aus dem Kerl! Er hat mich erkannt, er wird mit dem Grafen reden; was weiß dieser Bettler von meiner Mutter?"

Eine geraume Weile stand das Mädchen sichtlich angstvoll sinnend unter der Esche, mehrmals noch

wiederholte sie: „Er wird mit dem Grafen sprechen!“ Diese Furcht schien sie am meisten zu quälen, endlich aber faßte sie sich doch, richtete sich auf, sah sich um, und schien Trost aus der tiefen Einsamkeit der Straße, auf der weithin kein Wanderer sichtbar, zu schöpfen, sie schüttelte noch einmal drohend die Faust nach der Richtung, in welcher der Bettler verschwunden war, kehrte endlich um und schritt hastig auf demselben Wege zurück, auf welchem sie gekommen war.

Es war ein angenehmer Frühlingstag, freundlich beschien die Sonne das junge grüne Laub und die frischen Halme an Graben und Rain; die mannigfachen Stimmen der Vögel erhoben sich in wohllautendem Zusammenklang und ein leiser, balsamischer Hauch wehte aus dem Holze.

Man kann nicht behaupten, daß der Bettelmann, der nach Osten zu seine Straße zog, der Jobst unter der Esche, wie sie den alten Kerl nannten, oder vielmehr wie sie ihn nannten, weil er sich gern so nennen hörte, ein größerer Bewunderer der schönen Natur gewesen wäre, wie das verkleidete Dirnlein, das gegen Westen rannte, ohne auf den schönen Tag auch nur zu achten, aber er hatte doch einige Aufmerksamkeit

für das, was um ihn vorging und erfreute sich mit einem gewissen Wohlbehagen des schönen Wetters.

Mit langen, regelmäßigen, vom Platz fördernden, aber nicht zu raschen Schritten zog Jobst dahin, er stützte sich nicht auf seinen Stock, sondern ließ den Jungeichenknüppel am Riemen um die Hand wirbeln, ein Spiel, das ihn immer mehr vervollkommnete in der Führung dieser Waffe, in der er ohnehin schon ein Meister sein mochte. Den langen erdfahlen, aber buntgeflickten Kittel hatte er schon aufgenommen und in den ledernen Gürtel gesteckt, damit er ihm beim Ausschreiten nicht hinderlich sei; jetzt öffnete er dieses seltsame Kleidungsstück vorne, ließ ein grobes und nicht allzureinliches Hemd sehen und die warme Frühlingsluft um die behaarte Brust wehen. Das schien dem alten Kerl wohl zu thun, sein ganzes breites Gesicht schmunzelte, und die grauen Aeuglein funkelten vergnüglich unter dem Haardach hervor. Bald bückte sich Jobst und schaute kundig nach einer Wildspur, die über den Weg kam, bald riß er ein Blatt vom Strauch und pfiff darauf, bald ahmte er den Lockruf eines Vogels nach, kurz, der alte Mann vergnügte sich auf seine Weise. Zuweilen blieb er

dann auch wohl einen Augenblick stehen und lugte scharf aus, es soll aber nicht gerade behauptet werden, daß solches Auslugen der Schönheit der Landschaft gegolten. Auch Selbstgespräche führte der Jobst, während er spielend ein tüchtig Stück Weges zurücklegte, doch würde selbst ein aufmerksamer Lauscher aus den abgebrochenen Sätzen und einzelnen Ausrufen wenig mehr erfahren haben, als wie er schon wissen mußte, wenn er das Gespräch unter der Esche gehört. Mit untermischten Flüchen betheuerte der Bettler, daß die verkleidete Dirne ein ganz nettes Ding zum Spielen sei, daß die Bärbele aber doch viel schmucker gewesen ihrer Zeit, daß er die Tochter gleich erkannt habe an der Aehnlichkeit mit der Mutter — dieselben großen, dunklen, weit vorliegenden Augen, dieselben über der Nase zusammengewachsenen Augenbrauen, dieselben üppigen, vollen Lippen und spitzen, blanken Zähne — wer in das sinnlich erregte Gesicht des Alten sah bei diesen Erinnerungen, der war gewiß überzeugt, daß er wirklich der Liebhaber der Bärbele einst gewesen und sich vor deren Tochter vorher nicht lügenhaft gerühmt habe. Aber der Jobst schalt auch auf den „Pfälzer“ drüben, daß der ihm der Bärbele

Kind geschickt, denn er müsse doch wissen, daß ihm eine andere Dirne willkommener gewesen unter der Esche; habe der „Pfälzer" ihn aber narren wollen durch solchen Boten, so werde er ihm dafür einen Streich spielen. Das gutmüthige Lachen, mit welchem der Bettler diese Gedanken begleitete, verrieth, daß der Streich, den er gegen den „Pfälzer" vorhatte, kein boshafter, sondern ein lustiger war.

Jobst stand plötzlich still und wendete sein Antlitz halb links, seine Blicke bohrten sich scharf und fest auf eine bestimmte Stelle im Holz drüben und seine Ohren bewegten sich in ganz eigenthümlicher Weise, es war als wolle er sie spitzen, wie das Hunde und Pferde zu thun pflegen. So stand der Alte eine ziemliche Weile ohne sich zu rühren, jeder Andere würde nicht so lange gewartet haben, sondern längst ungeduldig weiter gezogen sein, annehmend, daß sein Ohr ihn getäuscht; Jobst nicht also, er hatte etwas gehört und er wußte, daß sein Ohr ihn nie täuschte.

Und es hatte ihn nicht getäuscht, denn gleich darauf klang das tiefe Geläut eines Hundes aus dem Walde vernehmlich herüber. „So wollte ich doch den harten Kieselstein hier," sagte Jobst verwundert

zu sich selbst, „für eine saftige Bratwurst nehmen und einen guten Trunk Bier dazu, wenn das nicht einer von den schönen grauen Hunden unseres schwarzen Grafen ist! Wie sollte aber der hierher kommen?“

Gleich darauf aber rauschten die grünen Büsche drüben auseinander und zwei prächtige graue Bracken, welche Halsbänder von schwarzem Sammet mit goldenen Hängeschlössern trugen, brachen aus dem Dickicht und gingen dicht neben einander mit gleichem Schritt auf der Lichtung vor.

Jobst stieß einen lauten Schrei der Ueberraschung aus, den das tiefe Geläut der Bracken beantwortete, die mit mäßiger Schnelligkeit über die offene, aber noch mit den Baumstümpfen bestandene Stelle zwischen dem Waldsaume und der Straße strichen.

„Des schwarzen Grafen Leibhunde!“ sagte Jobst staunend; „was kann das zu bedeuten haben?“ fragte er sinnend. „Er selbst kann nicht hier sein, vielleicht ist der kleine Hügel mit dem Fürsten im Stift, denn die Hunde gehen mit keinem Andern als mit dem Grafen oder mit dem jungen Hügel, der ihr Kamerad gewesen ist von Jugend auf.“

Der Jobst begrüßte die Hunde mit einigen schmei-

chelnden Lockrufen, darauf hatten diese prachtvollen Thiere keine Antwort; dicht nebeneinander mit einem Sprunge setzten sie auf die Straße und standen nun vor dem Bettler, in welchem sie längst einen Klienten, so zu sagen, spürend erkundet hatten: einen Klienten, denn nicht wie andere Hunde sprangen diese Thiere schmeichelnd an den Menschen empor, sondern sie standen vornehm bei Seite, nur zuweilen die stattlichen Köpfe mit dem breiten Behäng regend, während ihre Augen wie Edelsteine funkelten.

Und der Mensch machte den Thieren seinen Hof, er schmeichelte ihnen mit Worten und Geberden, aber er wagte es nicht, sie zu streicheln, denn der alte Kerl wußte es gut genug, daß sich des schwarzen Grafen Leibhunde von keinem Menschen anfassen ließen. Mit vornehmer Ruhe nahmen die Herren Hunde die schmeichelnden Grüße des alten Jobst auf.

Da ließ sich plötzlich ein lauter Hornruf vernehmen aus dem Holze, wohllautend antworteten die Hunde, drüben aber trat ein schlanker Gesell aus dem Dickicht und rief mit lauter Stimme:

„Jun, jun, junch!
Wo sin die edel Hund?“

Der alte Jobst ließ höflich die „edel Hund" erst selbst antworten, dann setzte er die hohle Hand an den Mund und rief, den Jagdschrei erwiedernd:

„Joho! Joho! Joho!
Die edel Hund sin do!"

Der schlanke Gesell, der einen grauen Jagdrock, reich mit schwarzem Sammet besetzt, trug, kam mit raschen Schritten herüber. Da rief der alte Jobst wieder:

„Sag' an, Waidmann,
Wo willst du heut frühe dran?"

Auf solchen regelrechten Waidschrei erwiederte der Jägersmann laut lachend, aber ebenfalls in strengem Waidmannsbrauch:

„Gen Holz unter ein grün Buchen
Da will ich ein Dirnlein mit Freuden suchen!"

„Da kommst Du zu spät, Hans Hügel von Niederland", erwiederte Jobst, indem er dem Waidmann die Rechte entgegen streckte, „hier ist nur der Bettelmann, aber zwei Stunden früher und ein Maß Weg rückwärts wäre das Dirnlein gefunden gewesen!" Die beiden Männer schüttelten sich die Hände und ebenso achtungsvoll wie Jobst die Hunde behandelt

hatte, ebenso freundschaftlich und herablassend behandelte er den jungen Jäger.

Sie schritten selbander auf der Straße hin, die Hunde hatten den Vortritt, die Männer folgten ihnen.

Hans Hügel von Niederland, wie ihn Jobst genannt, war ein langer schmucker Kerl mit wasserblauen, nichtssagenden Augen, dem sein Jägerkleid gar wohl stand; die vergoldete Kuppel mit dem wappenverzierten Schloß, die gelblederne Hose in den langen, schmeidigen Stiefeln, das schwarze Sammethütlein mit einer silbernen Denkmünze und dem grünen Bruch geziert, auf dem Blondkopf, das blanke Hüfthorn unter'm Arm, oh! der Hans Hügel konnte mancher Dirn den Kopf verdrehen; das wußte er recht gut, man sah's ihm an, er versteckte seine Selbstgefälligkeit nicht, aber er war ein guter Kerl und von Kindheit auf vertraulich mit dem alten Jobst, dem Bettler.

Und wie sie selbander dahin schritten, hielten sie ihre Zwiesprache. „Du bist mit dem Fürsten in's Stift gekommen?“ fragte Jobst.

„Ja,“ entgegnete der Jäger, „und der gnädige Herr hat mir befohlen, daß ich heut hierher gehen

sollte und von Dir ein Päcklein nehmen, das soll der böhmische Fratz, der Zdenko, auf gen Prag bringen, du aber sollst im Stift bleiben und wohl aufpassen, bis der gnädige Herr Dir wieder Post sendet, nun weißt Du Alles!"

„Da hast's Päcklein, Hans!" erwiderte der Bettler und reichte dem Jäger das, was er zuvor von der verkleideten Dirne empfangen, der barg das vorsichtig in einer Klappe seines Dachsranzens.

„Wie geht's dem Falkonier?" fragte Jobst, der mit sichtlichem Wohlgefallen sah, wie vorsichtig der Jäger das Päcklein einknöpfte.

„Dem Vater geht's wie immer," entgegnete Hans Hügel ziemlich gleichmüthig, „es fehlt ihm an Luft, aber nicht an Prager Bier, und so lang er das hat, ist er guter Dinge, wie Du weißt; was aber hast Du vorhin von einer Dirn geschwatzt?"

Offenbar war dem jungen Gesellen mehr an der Dirn gelegen, als an der Gesundheit seines Vaters.

„Halloh!" rief der Bettler lachend „ich denke, wenn Du das Päcklein nicht hättest, so hetztest Du mit Deines gnädigen Herrn Leibhunden hinter der Dirn her und Dir gefiele solche Jagd; was meinst Du,

soll ich Dich auf die Fährte der Dirne bringen und das Päcklein selbst dem Zdenko geben?"

Listig blickte der Bettler den jungen Mann von der Seite an, der aber entgegnete gleichmüthig: „Du bist ein Narr, Jobst; wenn der gnädige Herr mir befiehlt, dem Zdenko das Päcklein zu geben, so will er, daß es ihm kein Anderer geben soll, verstanden? Uebrigens gibt's in dem Pfaffennest da drüben hübsche Dirnen genug!"

Jobst nickte zustimmend zu dem Bescheid, offenbar billigte er die Pflichttreue des Jägers. „Wohl, wohl!" meinte er schmunzelnd, dann aber setzte er hinzu: „Hübsche Dirnen mag's da unten geben, ob aber eine darunter ist, die Der gleich kommt, das ist nicht ausgemacht, ich hab' ihre Mutter gekannt, Hans, die Tochter ist nicht die Mutter, die Dirnen waren sonst hübscher und liebten feuriger wie heut zu Tage, aber die Tochter hat doch noch allerlei von der guten Art der Mutter!"

„Alter Jobst," spottete der Jägersmann, „Du willst's wohl wissen, ob die Dirnen heut noch so feurig lieben wie im vorigen Jahrhundert? Probirt wirst Du's nicht haben, alter Kerl, geh' mir!"

Der Bettler zwinkerte listig mit den Augen, offenbar wollte er den Jäger zu verstehen geben, daß er's doch probirt hätte, der aber lachte ihn aus und spottete seiner gröblich. Das schien den Jobst zu verdrießen und kurz angebunden antwortete er, daß die langen Beine nicht immer am schnellsten zum Laufen wären, daß ein Feuer von grünem Holz mehr Schmauch und Qualm als Licht und Hitze mache und daß die glatten Gesichter nicht immer bei den Weibern den Vorzug hätten — kurz, der alte Kerl ereiferte sich ein wenig zum höchsten Ergötzen des Jägers, der durch hingeworfene Worte seinen Begleiter immer mehr zu reizen suchte. Das gelang ihm aber nicht, dem Jobst war's nämlich auch mit seinem Eifer mehr ein Scherz, und spöttisch fragte er, ob der junge Jäger den neuesten Vers schon gehört hätte, den die Burschen von Podiebrad bei des schwarzen Grafen Schloß sängen, und sofort begann er mit falscher, dünner Stimme zu singen:

„Hans Hügel, der Junge, von Niederland,
Der hat sich tüchtig das Maul verbrannt,
Das Mariele kann's sagen,
Das dürft ihr nur fragen!"

Es mußte wohl eine eigene Bewandtniß mit dem

Spruch haben, denn der Jäger wendete unmuthig das Haupt zur Seite und schritt eine gute Weile schweigend neben dem Alten her.

Da rief der Kuckuck im Walde. Das ruhige, gleichmäßige derselben beiden Töne, die immer nur durch eine kleine Terz getrennt sind, fesselte wie immer der Wandernden Ohr. Der Jäger lauschte dem einförmigen Ruf sehr aufmerksam, endlich wendete er sich an seinen Begleiter:

„Glaubst Du, Jobst, daß was d'ran ist?"

„Was?" fragte der Bettler, „ich denke, Du hast den Kuckuck Morgens und Abends, wenn's dämmert, oft genug hundert Male hinter einander gehört, so viele Male, daß es für ein paar Menschen ausreicht, Du glaubst nicht, daß er dem Menschen die Zahl der Jahre, die er noch zu leben hat, verkündet!"

„Das weiß ich nicht," versetzte der Jäger, „sie sagen, der Kuckuck wäre der Teufel!"

„Das weiß ich nicht," meinte Jobst, „gewiß aber ist, daß sich der Kuckuck in einen Habicht oder Geier verwandeln kann; es ist etwas besonderes mit ihm; drüben in der Pfalz nennen sie ihn den Bäcker und erzählen, daß der Herr Christus mit den heiligen

zwölf Boten an einen Bäckerladen gekommen sei und um ein Brot gebeten habe, da sei der geizige Bäcker zornig geworden und habe ihn von seiner Schwelle getrieben, die fromme Bäckerfrau aber und ihre sechs Töchter seien heimlich gekommen, und hätten dem Herrn Christus jede ein Brot gebracht. Dafür sind sie dann als Sterne nachgehends an den Himmel versetzt worden, wo sie das Siebengestirn bilden; der geizige Bäcker aber wurde in den Kuckuck verwandelt, der seinen Klageruf ertönen läßt, so lange das Siebengestirn am Himmel steht. Die Geschichte gilt für gut, auch sieht der Kuckuck wirklich aus wie ein mehlbestaubter Bäcker. Daß aus dem Kuckuck seiner Zeit ein Geier wird, das haben alle klugen Leute gesagt, und es ist was d'ran, Hans Hügel, denn Du wirst schon gemerkt haben, daß sich das andere Federzeug gar nicht mit dem Kuckuck einläßt; das fürchtet sich und denkt eben, daß plötzlich ein Geier oder Habicht aus dem grauen Bäcker wird. Wie's aber mit dem Teufel ist, davon habe ich keine Wissenschaft, gesagt wird's schon!"

Mit großem Ernst, mit einem Anflug von Wissenschaftlichkeit behandelte der alte Bettler diese Frage,

er glaubte nicht an die Vorherverkündigung der Lebensjahre durch den seltsamen Vogel, das war gegen seine Erfahrung, andere ebenso seltsame Dinge aber glaubte er steif und fest, weil seine Erfahrung nicht dagegen war; der Jägersmann hatte ihm sehr aufmerksam zugehört, befriedigt war er indessen nicht, denn er hätte gar zu gerne genau gewußt, ob der Kuckuck der Teufel wäre, und bezeigte sich einigermaßen unzufrieden, daß sein Kumpan ihn in dieser Angelegenheit im Stich ließ, ja, mit einer gewissen Aengstlichkeit die Fortsetzung des Gesprächs vermied.

Offenbar redete der alte Jobst nicht gerne vom Teufel, sondern pfiff lieber auf einem Nußbaumblatt, was er mit einem Eifer ausführte, der den Jäger ärgerlich gemacht haben würde, wenn nicht der Weg, der ziemlich steil bergauf führte, sie mit einer scharfen Wendung an einen Thalrand gebracht hätte, welcher ihnen eine Aussicht eröffnete, deren Schönheit allerdings selbst auf Leute ihrer Art eines gewissen Eindrucks nicht verfehlen konnte.

Weit hinaus in eine anmuthige Landschaft schweiften die Blicke der Schauenden, da und dort erhoben sich mächtige Hügel und sanfte Gelände mit Bäumen

gekränzt, Dorfschaften und einzelne Waldstücke huben sich malerisch ab gegen das wohlbebaute Land, das von kleinen Gewässern, die von der Höhe aus wie Silberfäden erschienen, durchschlängelt war. Zur Linken setzte sich die Bergebene, auf welcher die beiden Gesellen standen, in einem hier und da mit schönem Nadelholz bestandenen Höhenzuge fort, der sich in weiter Ferne an die mächtigen Gebirge anschloß, die das Böhmerland nach allen Seiten hin fast umrändern; zur Rechten lief in diese Ebene eine Art von Felsenvorgebirge aus, das drohend wie eine Klippe in das Land hineinragte. Dieses Vorgebirge fiel mit einer scharfkantigen hohen Felsenspitze schroff ab gegen das Land und war durch einen Sattel mit einem zweiten noch höhern und noch unwegsameren Felsenkegel verbunden, der den Zugang von der Bergebene aus völlig sperrte.

Auf diesem Bergsattel nun, zwischen den beiden Felsenkegeln, saß, wie ein gewaffneter Ritter hoch zu Roß sitzt, ein mit Zinnen und Thürmen versehenes Ritterschloß. Das mußte einst eine gewaltige Veste gewesen sein, denn nur ein einziger schmaler Zickzack-Pfad kroch vom Thale aus mühselig herauf zu dem

Sattel und führte zu dem stattlichen steinernen Vorthor. Trotz ihrer ersichtlichen Festigkeit aber war diese stattliche Herrenburg gebrochen, in Trümmern lagen die Bastions und die starken Zinnenmauern, die gebrochenen und vom Brand geschwärzten Thürme aber ragten wie finstere Wächter hinein in die blaue Luft und schauten von dem Bergsattel nieder in's blühende Land, rechts in die weite böhmische Ebene, links in das grüne Pfaffenthal.

Das Pfaffenthal oder den Pfaffenwinkel hießen die Leute den überaus anmuthigen Fleck Landes, der mitten zwischen den beiden eben beschriebenen Gebirgsausläufern lag, denn geistliche Herren geboten hier, gelehrte Kleriker von der Regel des heiligen Benediktus von Nursia. Mitten im Pfaffenwinkel lag ihr Herrenhaus, das reiche Stift von Sankt Wenzel und Sankt Florian, den böhmischen Landespatronen geweiht und ringsum in der Gegend kurzweg nur das „Stiftle" genannt.

Dicht an der Sohle des Grat's, fast unter den Füßen der beiden Wandergesellen, ragte das weitläufige Gebäude auf aus seinen blühenden Gärten und trefflichen Obstbaumpflanzungen. Zunächst die Kirche

mit dem schönen Rundbogen-Portal, das von zwei schlanken Thürmen flankirt war, daneben die Prälatur, ein langes, zweistöckiges Haus mit hohen Giebeln, die unter der dichten Decke von Epheu von Weitem dunkelgrün angemalt erschienen. Vor der Hauptthür der Prälatenwohnung erhob sich, von der Statue der heiligen Dreifaltigkeit überragt, ein Brunnen auch sonst mit achtungswerther Steinmetzarbeit ganz kunstsinnig geziert; schöne alte Bäume umgaben diesen Brunnen im Halbrund und eine kleine Allee führte zu drei ziemlich geräumigen Steinhäusern, Neubauten, die zur Herberge von Gästen auf- und hergerichtet worden waren. An diese Häuser schloß sich eine nicht sehr geschmackvolle, aber eigentlich doch zierliche und reich geschmückte Marien-Kapelle, hinter der Prälatur aber führte ein ernster, mit Buchen besetzter Gang zu den eigentlichen Klostergebäuden, die, zu verschiedener Zeit und nur nach dem jeweiligen Bedürfniß errichtet, ein Conglomerat von Wohnungen, Kapellen, Wirthschafts- und Vorrathshäusern bildeten, das an sich durchaus keinen künstlerischen Anspruch machen konnte, aber umgeben von Gärten und blühenden Hecken, von Blumenflor und herrlichen Bäumen, doch einen gar an

muthigen Anblick bot. Hinter den Meiereien des Klosters erschienen die Wohnungen verschiedener Handwerker, der Schmiede und der Stellmacher zunächst, dann aber die weniger bedeutenden Dächer, unter denen die robotmäßige Bevölkerung des Stiftes hauste.

Dem Antlitz des alten Bettlers, wie es da niederschaute in's Thal, war wohl anzumerken, daß der ernsten Gedanken und Erinnerungen manche das Gemüth bewegten, während der Jäger flüchtiger blickte und sein Auge vielleicht nur das Dach suchte, unter welchem er eine Dirne seiner Bekanntschaft wußte, oder auch nur vermuthete.

Die beiden guten Gesellen begannen niederzusteigen auf der nun gar wohl gebahnten Straße, als sie aber den Fuß des Berges erreicht hatten und über ein hübsches steinernes Brücklein hinschritten, unter dessen keck gespanntem Bogen ein Bergwasser dahinschoß, da begann erst ein Glöcklein zu klingen mit feiner heller Stimme, bald darauf schloß sich ein zweites an, dann tönten die großen Glocken hallend darein und das volle Mittagsgeläut läutete harmonisch durch die laue Bergluft; zwischen dem Bildstock des heiligen Johann

von Nepomuck aber, der mitten auf dem Geländer der Brücke sich erhob, und der breitästigen Eiche, die den Zugang zum Stifte gleichsam bewachte und eine ewige Lampe zum Zeichen ihres geistlichen Hüteramtes trug, standen unsere Wanderer und beteten leise, der frommen Mahnung der Glockenstimmen folgend.

Die prächtigen grauen Bracken, des schwarzen Grafen Leibhunde, standen verständig still auf der Brücke, so lange die Beiden beteten, als hätten sie ein Verständniß für der Menschenkinder geistliches Bedürfniß. Erst als der Hans Hügel, den man von Niederland nannte, weil er des fürstlichen Falkoniers Sohn war und damals alle Falkoniere aus dem Niederlande kamen, seine zierliche Sammtkappe wieder aufsetzte, da schritten auch die schönen Thiere wieder fürbaß mit großer Würde und hielten ihren feierlichen Einzug in das erlauchte Stift der lieben böhmischen Heiligen Sankt Wenzel und Sankt Florian.

II.

Bei St. Wenzel und St. Florian.

„Mein Herz ist dunkel wie die Nacht,
Die schon heraufzieht dumpf und schwer,
Ich hab' mein Leiden mitgebracht,
Und trag' es an das große Meer."

(Julius Rodenberg.)

Zweites Capitel.

Bei Sanct Wenzel und Sanct Florian.

Eine Stunde etwa mochte vergangen sein, seit der alte Bettler, Jobst unter der Esche genannt, und der schmucke Herrndiener Hans Hügel von Niederland im Gefolge der beiden stolzen Hunde von der Brücke her über den schönen schattigen Platz mit dem Brunnen, in Mitten der Stiftsgebäude, geschritten waren; seitdem hatte dort die tiefste Stille geherrscht, eine echt klösterliche Stille, in der man nur das melodische Plätschern des Wassers im Brunnentrog und das leichte Regen der jungen Blätter im sanften Anhauche des milden Windes vernahm. Jetzt kam mit langsamen und gewichtigen Schritten eine Gestalt von der

von Epheu umsponnenen Prälatur her, welche die von hellster Sonne beschienene Straße kreuzend, einen tief dunkeln Schatten warf und sich dunkel selbst gegen den Schatten abhob, den die hohen Bäume auf den Brunnen warfen.

Der alte Mann im weitfaltigen dunkeln Priestergewande bleibt einen Augenblick an dem Brunnen stehen, er bekreuzt sich, sichtlich mehr einer guten Gewohnheit folgend, als aus einem besonderen Grunde der Andacht, dann taucht er seine breiten braunen Hände in das klare Gewässer. Daran mußte er Behagen finden, denn auf seinem breiten, gutmüthig und heiter aussehenden Gesichte zeigt sich ein Zug besonderer Befriedigung; erst als er das Spiel mehrmals wiederholt hat, schüttelt er die Tropfen von den Fingern, fährt sich mit den feuchten Händen über das joviale Antlitz, um auch diesem Theile seines sterblichen Menschen eine Erfrischung zukommen zu lassen, dann faltet er die Hände über dem ziemlich ansehnlichen Bäuchlein und trollet, den Oberkörper eigenthümlich hin und her bewegend, mit schweren Schritten weiter seines Weges, hinüber zu den neuen Häusern, welche die Gastfreundschaft des Stiftes für seine Besucher

erbaut. Er tritt durch die Hauptthür in das ansehnlichste dieser Gebäude ein.

Der kleine, wohlbeleibte geistliche Herr mit dem jovialen Antlitz war der Pater Augustinus, einer der Würdenträger des Stiftes, wohlbekannt und sehr verehrt in der ganzen Gegend, denn der Pater Kellermeister hatte eine offene Hand nicht nur, sondern auch ein offenes Herz für Freude und Leid; überdem erzählte er weit und breit die schönsten Geschichten, ernsthafte und traurige, die gewiß wahr sein mußten, denn er erzählte sie seit vierzig Jahren schon und hatte ihn noch Keiner jemals auf einer Abweichung ertappt und wenn er sie vierzigmal gehört hätte.

Der Pater Kellermeister blieb nicht lange in dem Hause, nach einigen Minuten schon sehen wir ihn wieder daraus hervortreten, nun aber ist er nicht mehr allein, sondern schreitet, nicht ohne einen Anflug von Würde, die ihm gar nicht übel läßt, einer Gesellschaft als Führer voraus.

Diese Gesellschaft besteht aus einer Dame, zwei Herren und einem Diener höherer Art.

Die Dame, die mit einer gewissen Lebhaftigkeit dem Pater Kellermeister folgt, ohne sich um die unter

der Thüre zögernden Herren zu kümmern, ist eine junge, sehr hübsche Frau, die man für ein Mädchen halten könnte, wenn in ihrem frischen, jugendlichen, zarten Antlitz nicht jener eigenthümliche, frauenhafte Zug der Sicherheit beinahe allzu bemerkbar gewesen wäre. Die Dame, oder, wir wollen sie sogleich bei ihrem vollen Namen nennen, die Fürstin Amalia Hieronyma von Salvoral zum Rothenthurm, eine geborene Gräfin von Dubocq-Festenstein, war nur von mittlerer Größe und ihre vollen Formen verriethen eine frühzeitige Neigung zum Starkwerden, dabei aber war ihr Wuchs so schön und ihre Bewegungen so anmuthig, daß zur Zeit ihre Erscheinung durch das Embonpoint nicht beeinträchtigt wurde. Die Kleidung der Fürstin war reich, die Robe von blaßgelbem Atlas, mit Franzen und Besätzen von breiter Silberstickerei, mit hochfarbigen Blumenguirlanden verziert. Das Schleppkleid, das man kurz den Schlender nannte, war blaßroth mit leichtem Goldbesatz. Der Stecker oder der Brustlatz war ebenfalls von blaßgelbem Atlas, ließ aber den größesten Theil des tadellos schönen Halses und Busens frei, der nur von dem breiten Spitzenbesatz des Ausschnittes bau-

schig umwogt wurde, ebenso wie die nackten Unterarme. Die Spitzen waren nicht ganz weiß, sondern mit leichten, farbigen Anflügen durchlaufen und mit Silber besetzt. Das weiche, dunkelbraune Haar der Fürstin war über der Stirn in zwei große Locken aufgenommen, nicht hoch toupirt, an den Seiten aber in eine Reihe von kleinen Löckchen geordnet, die mit Perlen durchflochten waren. Eine Art von Haube bedeckte das Hinterhaupt, ein Theil des Haubenbesatzes erhob sich etwa handbreit diademartig über der Stirn der Dame, die außer einer Schnur sehr großer Perlen um den Hals und zahlreichen Fingerringen keinen Schmuck trug.

Die Fürstin hatte, dem Pater Kellermeister folgend, die sonnige Fahrstraße schon überschritten, jetzt wendete sie sich, im Schatten des ersten Baumes der Allee, die zum Brunnen führte, stehen bleibend, nach den Herren um und winkte ihnen ungeduldig mit dem Fächer. Es zuckte wie eine tiefe Leidenschaftlichkeit in den auf den ersten Anblick so sanft erscheinenden Zügen des zarten, rosig angehauchten Gesichtes und wie ein Blitz fuhr's aus diesen milden, braunen Augen,

über die sich die langen Wimpern so süß träumerisch senken konnten.

Beide Herren beeilten sich auch, dem ungeduldigen, befehlenden Winke der Dame so rasch als möglich nachzukommen; sie vereinigten sich mit ihr und während der Eine der Fürstin den Arm bot, ging der Andere auf der rechten Seite neben ihr her.

Die beiden jungen Männer, die eine sehr kostbare, reich mit Spitzen und Tressen verzierte Jagdkleidung trugen, hohe Stiefeln von weichem Leder, Hüte mit weißer Plumage und das Waidmesser des hirschgerechten Jägers, sahen sich einerseits sehr, andererseits gar nicht ähnlich. Es waren Brüder, das sah man auf den ersten Blick, aber man sah auch die Unähnlichkeit auf der Stelle. Und doch hatte der jüngere Bruder Zug für Zug dasselbe Gesicht wie der Aeltere, nur daß bei dem Jüngern Alles, was bei dem Aeltern weich und rund war, in das Scharfe, Spitzige und Eckige gezogen schien.

Der ältere Bruder, Franz Wenzel Theodor, Fürst von Salvoral zum Rothenthurm, Graf von Podiebrad und Talbietla, Oberst-Erbland-Falkenmeister im Königreich Böhmen, Grand von Spanien erster Klasse

und Ritter vom goldenen Vließ, war nicht nur ein hoch betiteltes, sondern auch reich bemitteltes Mitglied des böhmischen Herrenstandes; sein Haus rühmte sich, eines Stammes zu sein mit dem Geschlecht des großen Böhmenkönigs Georg von Podiebrad. Dieser vornehme Herr, der Gemahl der schönen Dame, die er am Arme führt, ist ein auffallend hübscher Mann von kaum dreißig Jahren; sein rundes Antlitz mit den schönen dunkeln Augen, das lange dunkle Haar, der anmuthig frische Mund mit ausgezeichnet weißen, wohlgeformten, regelmäßig gesetzten Zähnen, hatte allerdings einen etwas weichen Ausdruck, konnte aber bei einiger Erregung hinreißend erscheinen und die Frauen pflegten den Fürsten im vertraulichen Gespräch nur den „schönen Salvoral" zu nennen. Ein hoher, edler Wuchs und eine vollendet vornehme, aber zugleich gewinnend freundliche Haltung vollendete das Bild dieses ausgezeichneten Edelmannes.

Der jüngere Bruder, er war kaum ein Jahr jünger, als der Fürst, Graf Wenzel Clemens Leopold, gewöhnlich der Ritter von Salvoral genannt, weil er deutscher Herr von der Ballei an der Etsch war, zeigte sich nur ein wenig schlanker als sein Bruder,

und darum war er zu schlank: ein wenig größer, er war zu groß; seine dunkeln Augen funkelten, während die des Bruders mild leuchteten; seine Lippen waren nur ein wenig stärker als die seines Bruders, sie erschienen sinnlich üppig; der Ausdruck seines Gesichtes ein wenig lebhafter, er erschien unruhig, oft störend; die Nase trat schärfer, spitzer hervor, die Stirn zog sich höher, kahler zurück, die Wangen hatten nicht ganz die Fülle wie die seines ältern Bruders; die Hautfärbung war einen Ton nur dunkler und sie erschien zu dunkel. Es gab Augenblicke, in denen der Ritter von Salvoral geradezu häßlich, dämonisch häßlich aussah neben dem Fürsten, und dann gab es wiederum Augenblicke, in denen der Fürst auffallend unbedeutend erschien neben seinem jüngeren Bruder. Des Fürsten anmuthige Erscheinung trat in ihr hellstes Licht, wenn er lebhaft sprach; die tiefer schattirte Figur des Bruders war am bedeutendsten wenn er sinnend schwieg. Wenn dagegen der Fürst schwieg und durch nichts angeregt war, dann sah man in ihm nichts weiter als einen hübschen Herrn; wenn aber der Ritter von Salvoral in Aufregung gerieth, dann war er nicht selten einem Dämon vergleichbar. Leider schwieg der Fürst fast

immer und der Ritter war sehr häufig in Aufregung. Die phantasievolle, reichbegabte Natur des Fürsten neigte sich zur träumerischen Beschaulichkeit, der ebenso phantasiereiche Ritter war ein Mann von kühner Begehrlichkeit, von energischem Willen und rasch zur That.

Werfen wir noch einen Blick auf den Diener, welcher den Herrschaften mit noch mehr Würde folgt, als der Pater Kellermeister denselben voranschreitet, so erkennen wir in ihm leicht einen jener unbeschreiblich suffisanten Herrendiener, die ihren Herrschaften mächtig unbequem sind, die aber ganz genau wissen, daß sie geduldet werden, weil sie ihre Stelle und ihren Dienst nicht bekommen haben, wie ein anderer Diener, sondern weil sie ihrem Vater und Großvater in diesem Amt folgten, ganz so wie ihr Herr seinem Vater und Großvater im Besitz der Herrschaften, Titel und Würden succedirte. Der Adel des vorigen Jahrhunderts hatte gegen solche Diener eine Nachsicht die heute ganz unbegreiflich erscheinen dürfte; er trug sie mit derselben Langmuth, mit welcher er sich etwa einen unbequemen Lehndienst gefallen ließ: denn unquem im höchsten Grade waren fast alle diese ange=

erbten Hausbeamten, deren Uebermuth gegen die andere Dienerschaft zu endlosen Klagen Anlaß gab. Eine treffliche Eigenschaft hatten indessen die Meisten dieser ersten Hausbeamten, eine unerschütterliche Anhänglichkeit und Treue für das Geschlecht, dem sie dienten, und das war in jener Zeit der ungeordneten, verschwenderischen Wirthschaft, der maßlosen Prachtliebe und unbegrenzten Gastfreiheit, eine Eigenschaft, die schwer in's Gewicht fiel; es waren da immer ein Paar Augen, die scharf auf das Eigenthum und den Besitz der Herrschaft blickten, weil sie denselben geradezu als ihren eigenen betrachteten. Uebrigens glich die Anhänglichkeit dieser vornehmen Herrendiener vielmehr der Anhänglichkeit, welche die Katzen an das Haus haben, als der Treue, mit welcher der Hund der Person folgt; man sieht, der erste Diener eines aristokratischen Hauses war damals selbst Aristokrat, er diente dem hohen Hause, fühlte sich aber nicht als Diener einer Person.

Ganz in diesem Falle befand sich der erste Haus-Beamte des Fürsten von Salvoral, Anton Ihracke, oder „Herr Ihracke", wie ihn die Dienerschaft nannte, da er keinen besondern Diensttitel führte; er fühlte

durchaus keine persönliche Zuneigung zu dem Fürsten, er erlaubte sich sogar ziemlich despektirlich von etlichen Handlungen und Eigenschaften seines Herrn zu denken; den Ritter dagegen beehrte er mit seiner Freundschaft und vor dem Grafen Georg Mauritz Wenzel von Podiebrad, einem der Oheime des Fürsten und des Ritters, hegte er sogar einige Achtung. Ihracke fürchtete nur eine Person in der Familie wirklich, das war die Fürstin Wanda Sabina, eine geborne Prinzessin Lobkowitz, die greise blinde Mutter der Fürstin und eigentliche Regiererin des fürstlichen Hauses Salvoral. Herr Ihracke liebte keine Person, aber er liebte das fürstliche Haus und so schritt er dahin mit hochgetragenem Haupte, eine lange, dünne, gelbe Figur, durchweg dem hochaufgeschossenen Halme gleichend, der auch ganz gerade steht, weil seine Aehre körnerlos ist; Herr Ihracke mit dem hochmüthigsten, selbstzufriedensten Lächeln um den zahnlosen Mund, schritt dahin in dem lichtgelben, roth eingefaßten Uniform-Rock des Salvoral'schen Hauses, den Hut unter dem Arm, einen mächtigen Stab mit großem, silbernen Knopf in der Hand und seine ganze Erscheinung schien zu sagen: „Das fürstliche Haus, das bin ich!" Und

er hatte einigen Grund das zu glauben, wenn man bedenkt, daß er schon der vierte aus dem Geschlechte der Ihracke war, der die hohe Vertrauensstellung eines ersten Hausdieners bei den Salvoral's einnahm. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß dieser Diener, so lächerlich eitel, so unerträglich hochmüthig, rechthaberisch und unbequemer einerseits war, doch andrerseits durch seine Pünktlichkeit, Aufmerksamkeit, lange Erfahrung und seinen unermüdlichen Diensteifer wirkliche Verdienste sich erwarb und unentbehrlich schon seit Jahren war.

Die von uns geschilderten Personen erreichten die große Pforte auf der Giebelseite der Prälatur, unter welcher drei Geistliche ihrer zu harren schienen. Der Vornehmste dieser Herren, eine stattliche, edle Gestalt, die in ein faltiges, violettes Priestergewand, mit weißem viereckigen Kräglein unter dem Kinn, gekleidet ist, steigt, den Kommenden entgegeneilend, einige Stufen nieder, legt seine weißen, wohlgepflegten und kostbar beringten Hände dem Fürsten und der Fürstin auf die Schultern und begrüßt sie mit einem Gruß in italienischer Sprache, der halb eine weltmännische Galanterie für die Dame, halb den Segen eines

Kirchenfürsten enthält. Das Antlitz dieses Mannes ist ziemlich weltlich; eine feine Genußsucht verräth sich in diesem zarten Munde, Lebensklugheit spricht aus dem ruhigen Blick der dunkeln Augen, doch strahlt wiederum eine ächt geistliche Würde von dieser Stirn, und man würde den hohen Fürsten der Kirche in diesem Manne erkennen, auch ohne das faltige Priestergewand und ohne das große, goldene, von Edelsteinen funkelnde Prälatenkreuz, das an einem schwarzen Bande auf seiner Brust hängt. Der geistliche Herr, der das fürstliche Paar auf die Stirn küßt, dann dem Ritter die Hand reicht und auch dem Herrn Ihracke gnädig zunickt, ist auch ein Graf Podiebrad, ein Oheim des Fürsten, Monsignore Wenzel Dominik, infulirter Abt des Stiftes Sankt Wenzel und Sankt Florian, geheimer Kämmerer und Hausprälat päpstlicher Heiligkeit, der den größten Theil seines Lebens in Rom zugebracht hatte, und im Haushalt des Papstes Sekretair der Breven ad principes gewesen war. Dieser kluge, feine, kunstsinnige Prälat hatte sich seit einigen Jahren erst aus dem Geräusch der großen Welt in sein böhmisches Vaterland zurückgezogen und seine Residenz im Stift der heiligen Landespatrone

genommen, dessen infulirter Abt er war. Das „Stiftle“ stand sich trefflich unter dem Regiment dieses wohlwollenden, baulustigen Prälaten, der große Summen aus seinem Privatvermögen zur Verbesserung des Stiftes aufwendete.

Seit einigen Tagen hatten Seine hochwürdigsten Gnaden das Vergnügen, seines Bruders Söhne und die Fürstin Amalia Hieronyma mit zahlreichem Gefolge als Gäste im Stift zu bewirthen und namentlich gegen die junge, schöne Dame war der geistliche Herr der liebenswürdigste Wirth, den man sich denken konnte.

Die beiden andern Geistlichen neben dem Prälaten sind einfach in dunkle Gewänder gekleidet, beide aber haben bedeutende Köpfe; der Aeltere begrüßt die Salvoral's mit freundlicher aber gehaltener Vertraulichkeit, denn er hat sie von Jugend auf gekannt. Der gelehrte Pater Probus Lattermann, ein Prager Kind, jetzt Sub-Prior zu St. Wenzel und Florian, war viele Jahre Kaplan und Hausgeistlicher der Salvoral's gewesen und galt auch jetzt noch für den Vertrauten der fürstlichen Wittfrau Wanda Sabina. Pater Probus ist fast klein zu nennen, sein Antlitz

aber ist ernst, würdig und bedeutend. Der Pater Lector, der neben dem Sub-Prior stand, war viel jünger als dieser; aus seinem fast noch jugendlichen, aber abgemagerten Angesicht, namentlich aus den großen feuchten Augen sprach jene religiöse Schwärmerei, die etwas hinreißendes hat, die aber bedenklich erscheinen muß, wenn sich ihr der Ausdruck heimlicher List beigesellt, die hier in den, zwischen den Augenbrauen zusammengezogenen Falten und in den ein wenig aufwärts gezogenen Mundwinkeln zu lauern schien.

Der Prälat hatte seine Verwandten am Tage vorher schon durch die Gärten, die er angelegt, geführt, heute wollte er ihnen die Gebäude des Stiftes, besonders die berühmte Stiftskirche zeigen. Er winkte dem Pater Kellermeister, vorauszugehen, ergriff den weißen, runden Arm der Fürstin mit der verbindlichen Miene eines Mannes, der solche Schönheit zu schätzen weiß und lud seine Neffen ein, ihm zu folgen. Der Sub-Prior ging neben dem Fürsten, der Pater Lector neben dem Ritter von Salvoral; lebhaft unterhielten sich die beiden ersten Paare, das dritte aber blieb stumm, der Lector blickte schwärmerisch vor sich nieder

bald, bald über sich, der flammende Blick des Ritters aber hing an der anmuthig vor ihm her wandelnden Gestalt der Fürstin. Sein Begleiter achtete nicht darauf, wohl aber wendete sich der Sub-Prior zuweilen um nach dem stummen Paar und richtete eine freundliche Frage an den Deutschherrn, die dieser hastig und zerstreut beantwortete. Hätte er dabei die immer strenger blickenden Augen des Pater Probus gesehen, so hätte er darin die ernste Mahnung lesen können: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib!“ Der Sub-Prior hatte schon am Tage vorher mehr gesehen, was ihm nicht gefiel, und auch heute folgte er mit Schmerz der Richtung, welche die Blicke des Deutschherrn nahmen.

Der Prälat führte seine Gäste zunächst zu dem schönen neuen Thor, das er nach einem römischen Muster an der Ostseite des Stiftes, da wo die große Landstraße vorüberzieht, errichtet hatte; vor dem Thore war eine Wache, denn der Prälat hatte, gleich andern böhmischen Großen, das Recht, eine eigene Garde zu halten; es wurde sofort herausgerufen und Wirbel geschlagen, als der Prälat sich näherte: „Präsentirt's Gewehr und kniet nieder!“ klang das Kommando, die

Wachtmannschaft präsentirte, kniete nieder, empfing den vom Prälaten mit großer Würde gespendeten Segen und rangirte sich, als dieser vorüber war, auf das gemüthliche Kommando: „Steht auf und stellt Euch, wie Ihr immer steht!“

Sehr kriegerisch war das nun allerdings nicht, aber es war Sitte im Lande so und selbst der Deutsch-Ritter, der in Italien gedient hatte, fand nichts Lächerliches dabei.

Durch das Thor traten die Herrschaften auf einen freien Platz und standen nun vor den beiden majestätischen Glockenthürmen, die, das gothische Thor zwischen sich, einen Einheitsbau in der edelsten Form darstellten. Der Prälat machte die Fürstin auf einen mit Schiefer gedeckten Gang aufmerksam, durch den beide Thürme mit einander verbunden waren; diesen Gang nannte der geistliche Herr scherzweise „die höchste Brücke im Böhmerland“ und rühmte die herrliche Aussicht, die man von diesem Gang genießt, doch wich er sehr geschickt dem Ansinnen aus, das die Fürstin an ihn richtete, sie hinauf zu führen. Hundert und fünfzig Fuß hoch zu steigen, nur um einer Dame zu gefallen, dazu verspürte Monsignore Dominichino, wie ihn einst die

römischen Damen genannt hatten, nicht die geringste Lust; allerdings aber war er hinaufgestiegen vor fünf oder sechs Jahren, als er seine Residenz im Stift nahm, damals hielt er es für Pflicht. Indessen versprach er der Gemahlin seines Brudersohnes die Begleitung eines Kaplan's, der die ganze Gegend kenne und ihr alle Orte nennen werde, die sie von der hohen Brücke aus sehen werde. Auch ermahnte er die Fürstin, sich die wunderthätige Wetterglocke zeigen zu lassen, die stets geläutet werde, wenn ein schweres Gewitter im Anzuge, dieselbe trage die Inschrift: „Vox domini quasi aeris sonantis, ut liberentur dilectae ejus a voce tonitrui formidantes!“ und zeige auf der einen Seite das Bild der unbefleckten Jungfrau, auf der andern das Wappen des großen böhmischen Hauses Rosenberg, dessen Erbe die Schwarzenberge geworden.

Unterdessen war die Kirche geöffnet worden und die Gesellschaft trat in eine geräumige Vorhalle, aus welcher man unter einem kühn geschwungenen Bogen hinweg, auf welchem die Orgel ruhte, die ganze Kirche mit ihren drei Schiffen, die von schlanken Säulen geschieden waren, bis an den Hochaltar hin übersehen konnte.

Angenehme Kühle wehte die Eingetretenen an, und das Licht, das durch die mit Glasmalerei kunstreichster Art geschmückten Fenster abgedämpft und in allen Farben hereinfiel, that den Augen wohl. Alle hatten sich beim Eintreten bekreuzt und dem heiligen Ort, den sie besuchten, ihre Ehrerbietung bezeugt; es geschah das aber in sehr verschiedener Weise. Von dem Prälaten mit Anstand, aber doch ganz äußerlich, von der Fürstin flüchtig, von dem Fürsten sichtlich mit wirklicher Andacht zur großen Freude des Sub-Priors. Der deutsche Ritter bekreuzte sich offenbar ganz gedankenlos, er hatte wirklich nur Augen für seines Bruders Weib, die sich allerdings reizender als je in den wechselnden farbigen Lichtern, die sie umspielten, ausnahm.

Während der Prälat seine Freunde weiter in die Kirche hineinführte und ihnen die einzelnen Sehenswürdigkeiten zeigte, Bildwerke und Inschriften erklärte, war der Pater Lector zurück geblieben und kniete betend an einem Seitenaltar. Dem Sub-Prior mißfiel dieser stark betonte Gebetseifer seines Ordensbruders eben so sehr, wie die vorhin an den Laien bemerkte Gleichgiltigkeit.

An einer der Säulen sah man ein steinernes Monstrum, das wirklich Entsetzen einflößte; es war eine Kröte mit plattem runden Menschenkopfe, die Beine mit scharfen spitzen Krallen besetzt und mit Schuppen bedeckt. Der Sage nach hatte man, wie der Prälat mittheilte, beim Grundgraben der Kirche eine solche Riesenkröte mit einem Menschenkopf gefunden und zum Andenken ihr Conterfei hier aufgerichtet. Der Prälat selbst sagte nicht, ob er der Sage Glauben schenke, er führte dieselbe nur an und bemerkte dann, daß die Steinmetze in alter Zeit es geliebt hätten, hie und da allerlei Spottfiguren anzubringen, doch sei dieses Gebilde dazu zu groß und mitten in der Kirche sei nicht der Platz solcher Spottbilder.

Er führte die Fürstin zu einem Neben-Ausgang im Seitenschiff, dort zeigte er ihr eine Probe von dem Steinmetzen-Witz der Vorzeit, bei der man neben einer gewissen Derbheit des Scherzes, doch auch die höchst zierliche Ausführung anerkennen mußte. Man sah im Thürgeländer zwei Juden, die Schweine, als wären es Kühe, melkten; also eine steinerne Verhöhnung der Juden!

Jetzt stand der Prälat mit seiner Begleitung, der sich nach und nach noch mehrere Geistliche angeschlossen hatten, vor einem der hohen Bogenfenster, das mit einem Vorhang von rothem Tuch geblendet war. Auf diesem rothen Vorhang stand mit großen goldenen Buchstaben: „Pietas nobilitatis!“

„Dieses Fenster ist von edlen Herren des Landes unserer Kirche gestiftet!“ erklärte der Prälat und befahl den Kirchendienern, den Vorhang bei Seite zu schieben.

Der Anblick, den dieses, im Augenblick von der Sonne seitwärts beschienene, Fenster, gewährte, war allerdings ein fast zauberhaft farbenprächtiger, denn mehr als vierthalbhundert verschiedene Wappen des böhmischen Adels funkelten in dem tiefen, satten Glanzton der Glasmalerei den Schauenden entgegen.

Einen Augenblick standen Alle schweigend und staunend still, dann deutete der Prälat, indem er mit vollkommen sicherer Berechnung und doch mit dem vollendeten Anschein der Absichtslosigkeit die weiche Hand der Fürstin ergriff, mit der Rechten nach einem der Wappen und sprach weiter:

„Da habt Ihr den rothen Greifen auf goldenem Grund, liebe Tochter, das Wappen unseres eigenen guten Hauses von Salvoral.“

„Und dort," erwiederte die Fürstin eifrig, „rechts darunter, sehe ich die silberne Lilienschnalle auf blauem Grunde, unser altes Zeichen des gräflichen Hauses Dubocq zum Festenstein!"

Damals war die Heraldik eine hochangesehene Wissenschaft, kein Cavalier war ohne Kenntniß derselben, selbst die Damen wurden darin unterrichtet und unter den Gelehrten gab es profunde Kenner des Wappenwesens, die sich ihres Wissens auf diesem Gebiete recht wohl bei andern Studien zu bedienen wußten. Gibt irgend etwas von der Macht, aber auch von der Seichtigkeit des Liberalismus einen glänzenden Beweis, so ist es die Behandlung, welche die Heraldik in der letzten Zeit des vorigen und im ersten Drittel dieses Jahrhunderts hat erfahren müssen. Von der Macht, denn man wollte die Heraldik gar nicht mehr als Wissenschaft gelten lassen, man vertrieb ihre Lehrer von den Kathedern, man warf das Wappenwesen, weil es sich auf den Adel vorzugsweise bezog, als antiquirt in die Rumpelkammer; es ward für lächerlich erklärt Jeder, der sich noch mit der Heraldik beschäftigte, und so kam es denn dahin, daß sich selbst Edelleute des Wappens ihrer Väter nicht mehr bedienten,

aus Furcht vor den Liberalen, ja, daß sie ihr Wappen nicht mehr zu erklären wußten, oder gar nicht recht mehr kannten; die Seichtigkeit des Liberalismus aber zeigt sich in der Beseitigung der Heraldik, weil diese eine wichtige und ganz unentbehrliche historische Hilfswissenschaft ist, die nur dieser bornirte Liberalismus seinem brutalen Adelshaß opfern konnte. Seit einigen Jahrzehnten ist das wieder besser geworden, der richtige historische Sinn nimmt dem Liberalismus Fuß für Fuß das gewonnene Terrain wieder ab, die Heraldik kommt allmälig wieder zu Ehren.

In der Zeit des Beginnes unserer Erzählung stand die königliche Heroldskunst noch im ungeschwächten Ansehen, wenn sich auch schon allerlei schnörkelhaftes, müssiges Beiwerk, das den Einbruch der allgemeinen Geschmacklosigkeit auch in dieses Gebiet anzeigte, bemerklich zu machen begann.

Einer der größten Wappenkundigen Böhmens war in jenen Tagen der gelehrte Sub-Prior zu St. Wenzel und Florian, der Pater Probus Lattermann, dem wir auch ein treffliches Lehrbuch dieser Wissenschaft in lateinischer Sprache verdanken. Der Prälat, welcher bemerkte, daß der Sub-Prior herzutrat und mit

leuchtenden Augen die Wappen musterte, machte ihm die Freude, ihn aufzufordern, der Fürstin und ihrem Gemahl die Wappen zu erklären, da er doch der beste Kenner solcher Dinge im ganzen böhmischen Königreiche sei. Sofort begann der Sub-Prior, mächtig geschmeichelt, seine Erklärung, ganz den Regeln der Kunst gemäß, rechts und oben beginnend.

„Hier," erklärte der Sub-Prior mit Gewicht, „roth über Silber quergetheilt und im Silber ein schwarzer Adler mit der ernsten böhmischen Devise: „Popel sem, popel budu," will sagen: „Ich bin Asche und werde Asche!" das ist das große fürstliche Haus Popel-Lobkowitz; darneben in Roth ein silberner Pfahl, das sind die Mittrowsky-Nemyschl, die sich von ihrem Stammhause Nemyschl also schreiben; der Balkenschild, Silber in Roth gehört dem edlen Hause Thun; die doppelgeschwänzten, gekrönten goldenen und blauen Löwen sind die hochberühmten Waldsteine; die braune Trommel auf goldenem Grunde rührten die Bubna oft zum Kampfe; der gekrönte Mohrenkopf in Silber gehört denen von Mohr, die sich Morzin schreiben; die silbernen Ringe im rothen Feld, mit dem rothen Ring in der silbernen Spitze, das sind die großen

Grafen von Schlik; die rothen rechten Schrägbalken mit den silbernen Schindeln gehören den ursprünglich lothringischen Longueval von Bucquoy; die rothen Salme in Silber sind das Wappen des vornehmen Hauses der Grafen Salm aus dem Geschlechte der Dynasten von Reifferscheidt, die durch Heirath mit Marie Agnes, der letzten Erbtochter des berühmten Hauses Slavata, in diesem Lande seßhaft geworden sind; das rothe Schildlein mit dem blauen Tournierkragen darüber, ist der Reifferscheidte Stammwappen in den Niedersalmischen Herrschaften in den Ardennen; die schöne Legende dieses Wappen lautet: „Contra torrentem;“ der goldene Balken in Blau ist Gallas; die silberne Gans in Roth vertritt die Deyme, ein altböhmisches Rittergeschlecht; der silberne Balken in Schwarz ist Colloredo; der silberne Spaten in Roth und Blau Radetzky; in Gold die unbekleidete Jungfrau mit wallendem Haar und mit dem Hirschgeweih ist das Wappen von Clam; Martinitz darneben zeigt in Roth zwei silberne Seeblätter mit einem goldenen Sterne; das schöne Wappen hier heißt Lekno, über dem rothen Schild mit der silbernen Seeblume erhebt sich ein Hirsch mit einer goldenen Krone um den

Hals, ein Helmschmuck von dem Polen-Könige Casimir IV. verliehen, es ist das Wappen der Kaunitze, und die Devise heißt: „Rotat omnia fatum;“ die Wolkenschnitte von Roth und Silber gehören den Wolkensteinen, deren Familienname Villanders von Pardell ist; die fünf schwarzen Pflugräder in Gold sind Kokorzowa; Adler und Einhorn künden Haus Kolowrat; der schwarze Büffelkopf mit goldenen Hörnern gehört denen Kustosch; die Fischreuse ist der Wrschowetzen uraltes Zeichen; die silbernen Wolfszähne im rothen Feld sind Kinsky; der von Blau und Silber geschachte Balken gehört den Klenau, den Burggrafen auf dem Karlstein.“

Wie ein Strom, unaufhaltsam und unaufhörlich, ergossen sich die heraldischen Mittheilungen über die Lippen des gelehrten Herrn und er fand eine sehr aufmerksame Hörerschaft, denn nicht nur folgten der Fürst und die Fürstin von Salvoral mit Interesse seinen Erklärungen, sondern auch die übrigen Geistlichen, die sich der Gesellschaft angeschlossen hatten, lauschten begierig, und selbst der Prälat, der anfänglich mit einem etwas verdächtigen Lächeln zur Seite getreten war, verrieth bald wirkliche Theilnahme.

Der Aufmerksamste war Herr Ihracke, des vornehmen Hauses vornehmer Diener, der stets sehr gravitätisch seine Bestätigung nickte, wenn der Sub-Prior eines Wappens gedachte, das er in Prag, vielleicht an der Karosse oder auf dem Silbergeschirr der Herrschaften, so oft gesehen hatte, daß es ihm im Gedächtniß geblieben war.

Nur einer der Anwesenden zeigte sehr wenig Theilnahme für den Vortrag des Pater Lattermann, das war der deutsche Herr, der Ritter von Salvoral; er war selbst ein firmer Heraldiker, ein Schüler des Sub-Priors, der ja in seines Vaters Hause einst Kaplan gewesen; ihn konnte es natürlich herzlich wenig interessiren, die Wappen des böhmischen Adels flüchtig kennzeichnen zu hören, die er längst kannte und aus dem Kopf zu konstruiren und blasonniren vermochte, und dazu nicht nur die Stammwappen, sondern die vollen Wappenschilde mit allen ihren Kleinodien, Schildhaltern und sonstigen Prachtstücken; vielleicht aber hätte er doch etwas mehr Rücksicht für seinen alten Lehrer, der offenbar mit höchstem Behagen sein Steckenpferd ritt, gezeigt, wenn er nicht mit einem Vorhaben beschäftigt gewesen wäre, welches ihn ganz und gar in Anspruch zu nehmen schien.

Der Ritter trat bald vorwärts einen kleinen Schritt zur Seite, bald ein paar Schritte zurück; wer ihn nicht genauer beobachtete, konnte glauben, er suche nur ein Wappen unter den dreihundert und fünfundsechzig Wappen in dem Fenster, denn so viele Tage im Jahre, so viele Wappen zählte das Fenster. Durch allerlei Bewegungen war es dem Deutschherrn endlich gelungen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, den Platz dicht hinter der Fürstin zu gewinnen.

Hier stand er eine ziemliche Weile ganz ruhig und war wirklich aufmerksam, als aber der geistliche Herr eine kleine Pause machte, um Athem zu schöpfen, trat der Ritter rasch zwischen die Fürstin und den Prälaten, ergriff die Hand der Dame und setzte in der ihm eigenen hastigen Redeweise, bei welcher die fast immer etwas höhnischen und spitzen Worte stoßweise über die Lippen kamen, die Erklärung der Wappen fort.

„Der schwarze Widderkopf, meine schöne Dame“, sprach er, „gehört Eurem Verehrer, dem Haugwitz; Adler und Bär sind die Chotek, die noch immer das zerbrochene Silberrad im Mittelschilde nicht haben ergänzen lassen, weil sie stets mit höheren Dingen

beschäftigt sind; die mit Krebsscheeren besetzten Büffelhörner verkünden den Ruhm der Chorinsky, vermuthlich, weil es sonst kein Anderer thut; und die geschachten Elephantenzähne da auf dem goldenen Halbmond sind die festesten Stützen des Hauses Nostitz: der goldene Balken dort mit dem Namenszuge „Ferdinandi tertii“ gehört zu dem werthvollsten Besitze der Czernine.“

„Ich bitt' Euch, Herr Ritter!“ unterbrach hier der Sub-Prior die Fluth der spöttischen und boshaften Erklärungen des Deutschherrn, der jedem Hause etwas anzuhängen wußte.“

„Nepote! nepote!“ warnte der Prälat halblachend mit aufgehobenem Finger.

„Du treibst's zu toll, Leopold!“ meinte der Fürst, zwischen Ernst und Heiterkeit schwebend.

Die andern Geistlichen, die nur die Wappenerklärungen, nicht aber die boshaften Bemerkungen verstanden hatten, staunten den jungen Edelmann an, der eben so geläufig zu erklären wußte, wie ihr Sub-Prior, und Herr Ihracke, des vornehmen Hauses vornehmer Diener, war gewaltig stolz auf den Ritter, der ihm durch sein heraldisches Wissen Ehre machte.

Alle achteten nun auf den Ritter, das hatte der

aber gewollt; Niemand blickte auf die Fürstin, die mehrmals rasch hintereinander die Farbe gewechselt hatte und bald zornig auf ihres Gemahls Bruder, bald verlegen zur Seite sah.

Der Ritter von Salvoral hatte ihr ein Blatt Papier in die Hand gedrückt, sie hielt es in den geschlossenen Fingern, es brannte ihr wie Feuer darin; ihre erste Regung war gewesen, es von sich werfen, sie durfte es nicht in Gegenwart so vieler Zeugen, und darum gerade hatte der Ritter es ihr an dieser Stelle listig zugesteckt, als er seine Erklärung, welche die Aufmerksamkeit Aller fesselte, beginnend, ihre Hand ergriff.

Die Dame behielt das Blatt, aber sie behielt es bald nicht mehr allein weil sie mußte, sie war auch neugierig auf den Inhalt, denn schon seit einiger Zeit hatte sie gefühlt und geahnt, daß der Ritter eine Leidenschaft für sie hege.

Uebrigens hatte sie vollkommen Zeit, sich zu sammeln oder vielmehr der Ritter verschaffte sie ihr, denn er trat zu dem Sub-Prior und sagte halb spöttisch und halb verbindlich, nach seiner Weise: „Verzeiht, Pater Lattermann, daß ich Euch unterbrach,

ich mußte doch zeigen, daß ich nicht umsonst Euer Schüler gewesen vor Jahren!"

„Die Heraldica habt Ihr von mir gelernt, mein Sohn", entgegnete der Geistliche halb versöhnt, „und ich will Euch darin ein gutes Testimonium nicht versagen, die Commentationes aber, mit denen Ihr die Heraldica begleitet, die kommen nicht aus meinem Unterrichte, denn Ihr werdet nie vernommen haben von mir, daß ich die Insignia edler und erlauchter Geschlechter, so hochverdient um das böhmische Land seit unvordenklichen Zeiten, mit spöttlichen Bemerkungen, sichtlich auf Verkleinerung der erlauchten Wappengenossen hinzielend, begleitet hätte!"

„Nein, mein Vater!" erwiderte der Ritter, „die böse Lust, spöttische Bemerkungen zu machen, die stammt nicht aus Eurem Unterricht, ich muß Euch im Gegentheil das Zeugniß geben, daß Ihr redliche Mühe nicht gespart habt, mir diese Untugend abzugewöhnen, Ihr wißt aber auch aus alten Zeiten, daß mein Spott nicht so böse gemeint ist!"

„Das weiß ich wohl, mein lieber Sohn", sprach der Sub-Prior freundlich und jetzt ganz versöhnt, indem er mit dem Ritter bei Seite trat, während die

beiden weiter schritten. „Ihr seid immer gewesen wie jener Sohn im Evangelio", fuhr er fort, „der nur murrend gehorchte, aber schließlich doch immer hinging und that nach dem Gebot seines Vaters."

„J'ai toujours le refus sur les lêvres et le consentement dans le coeur!" sagte der Ritter flüsternd vor sich hin und eine Wolke flog über seine Stirn.

Der Geistliche, den er täuschte, was ihm in diesem Augenblicke vielleicht doch peinlich war, blickte ihm scharf in's Gesicht, er neigte sich ihm zu und sprach leise, aber eindringlich und im Tone herzlichster Besorgniß: „Wache und bete, mein Sohn, daß Du nicht in Anfechtung gerathest, der Geist ist wohl willig, aber das Fleisch ist schwach!"

Der Sub-Prior machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, dann entfernte er sich rasch und eilte dem Prälaten und dem fürstlichen Paare nach, das bereits weiter geschritten war.

Der Geistliche war ein tiefer Menschenkenner, er hatte schon gestern gesehen, daß in seinem ehemaligen Zögling etwas Unrechtes arbeitete. Der Ritter von Salvoral stand eine halbe Minute und sah seinem

alten Lehrer nach; erst war seine Miene betroffen, dann aber zuckte plötzlich der helle Hohn wieder darüber hin, seine Züge bekamen einen wirklich fatalen Ausdruck und während er der Gesellschaft folgte, sprach er für sich: „Oho, der Pater Probus, so klug er ist, weiß doch nur die Hälfte, das Fleisch ist schon schwach, aber auch der Geist ist nicht willig. „Vogue la galère!“ sagt Oheim Mauritz Georg Wenzel, und die Leute nennen ihn den schwarzen Grafen!“

Wie kam es, daß der junge Mann in diesem Augenblicke des schwarzen Grafen gedachte?

Der Ritter fand den Prälaten und die ganze Gesellschaft in der Kapelle zum heiligen Kreuz, in welcher ein Theil von dem Reliquienschatz des Stiftes aufbewahrt wurde. Ein Geistlicher zeigte da eine Reliquie vom heiligen Kreuz, nach welchem die Kapelle den Namen hatte, dann aber viele Reliquien von Aposteln, von heiligen Märtyrern und Bekennern.

Der Pater Lektor sprach hier eben so salbungsvoll und feurig von den Heiligen, wie der Sub-Prior vor dem Fenster „Pietas nobilitatis“ eifrig und sachgemäß von den Wappen gesprochen.

Dann ging man zu den Altären. Der Hochaltar

war errichtet zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der heiligen Jungfrau und der heiligen böhmischen Landespatrone Sankt Wenzel und Sankt Florian. Außerdem aber hatten noch der heilige Georg, der Patron aller christlichen Ritterschaft, die heilige Anna, die heiligen Engel und die heilige Dorothea Altäre in den Seitenschiffen. Ferner waren da von Bruderschaften der Umgegend errichtete Altäre: der seligsten Jungfrau vom Berge Carmel, von der Skapulier-Bruderschaft; dem heiligen Eligius, von der Bruderschaft der Schmiede; dem heiligen Severus, von der Bruderschaft der Weber; dem heiligen Sebastian von der Schützen-Bruderschaft.

Der Sub-Prior machte auf die Grabsteinplatten vor dem Altar aufmerksam; da lagen manche Männer begraben, die durch besonders frommen Wandel auf Erden oder durch bedeutende Gelehrsamkeit dem Stift einen großen Namen gemacht. Da war der Grabstein des berühmten Theologen Bohuslaw von Heimersheim, des großen Gegners der Hussiten, der 1420 als Prior des Stiftes starb; neben ihm lag Zdenko Gladiator, der Sub-Prior, den die Hussiten erschlugen; der gelehrte Johann von Rees, Rektor des Konvikts,

der die Kirchenväter übersetzte, hatte ein schönes Grabmal; ebenso Henning von Popiel, seiner Zeit ein hochgeschätzter Poet in lateinischer Sprache, was man sinnig durch einen Lorbeerkranz auf seinem Grabstein angedeutet hatte.

Mit besonderer Freude zeigte der Prälat seinen Gästen die meisterhaft geschnitzten Chorstühle; sie gehörten in der That zu den vollendetsten und zierlichsten, welche das fünfzehnte Jahrhundert, das so überaus reich an solchen Werken war, zurückgelassen hat. Diese Chorstühle von braunem Eichenholz, mit Sitzen zum Auf- und Niederschlagen, waren mit so viel künstlichen Figuren aller Art bedeckt, daß das Auge nicht fertig wurde, diese kraus und bunt und doch harmonisch verbundenen Ornamente zu betrachten. Edle Gestalten von heiligen Männern und Frauen wechselten mit Affen, Drachen, phantastischen Ungethümen, zechenden Mönchen, kräftigen Eichenzweigen, Weinlaubgewinden und köstlichen Trauben. Namentlich waren die Baldachine über den Stühlen durch wunderbar schöne Schnitzarbeit, oft fein wie niederländische Spitzen, ausgezeichnet. Die meisten dieser Baldachine trugen wieder Wappen jener alten Geschlechter des böhmischen

Herren- oder Ritterstandes, welche diese Stühle errichtet hatten.

Uebrigens war die Kirche so reich an Bildern und Bildwerken, daß es völlig unmöglich war, bei einem Besuche Alles zu sehen; der Prälat folgte daher bei der Exkursion mehr dem Belieben der Fürstin als einem Plane; er ließ zeigen und zeigte oder erklärte, was die Fürstin zu sehen oder erklärt zu haben wünschte; die Dame aber schritt unruhig, ja ungeduldig bald hier und bald dorthin und machte dem geistlichen Herrn sein Führeramt dadurch ziemlich schwer.

Da hielt die schöne Frau ihre Schritte plötzlich vor einer ganzen Reihe von steinernen Grabdenkmälern die früher mitten in der Kirche einzeln auf den Gräbern selbst gestanden haben mochten, bei einer spätern Restauration aber in eine lange Reihe unter einem weiten Bogen an diese Wand gestellt worden waren. Gleich vorn an sah man eine hohe, gewaltige Gestalt in voller Rüstung, welche trotzig vortrat und mit gepanzerter Faust den Tod bedrohte, der grinsend seine Knochenfinger nach einer lieblichen Frau ausstreckte, die mit schon geschlossenen Augen an der Brust des Ritters lag und von dessen linkem Arm kräftig empor-

gehalten wurde. Die Ausführung dieser Figuren war so meisterhaft, so lebenvoll, daß sie jeden Blick fesseln mußten. Lange stand die Fürstin tiefsinnend vor diesem Bilde, es war ihr, als ob die weibliche Gestalt ihr ähnlich sei und das Antlitz des Ritters, es ähnelte nicht dem ihres Gemahls! Die Sinnende hörte es kaum, als ihr der Sub-Prior die Inschriften neben den Figuren vorlas. Neben dem Ritter stand: „anno domini 1497 uf dinstagen sant iohanstag bapt. starb de fest Florentin Hrzan-Harras dem Gott gnädig sy Amen.“ Neben der Frauengestalt war geschrieben: „Domina Sylvia Felicitas de Jaroschin cujus anima requiescat in pace.“ Am Fuß des Denkmals aber las man: „storben selbdritt.“

Eine rührend einfache Andeutung, daß die Frau mit ihrem Kinde in der Geburt gestorben und der Rittersmann, der wohl gern den Kampf mit dem Tode unternommen, doch den Verlust von Weib und Kind nicht überlebt habe.

„Storben selbdritt“, flüsterte die Fürstin nachdenklich, als sie weiter ging. Die Dame schritt, ohne es vielleicht zu wissen, denn sie sah weder rechts noch links, einem Nebeneingange zu, durch welchen sie die

Kirche verließ; der Prälat und die Andern folgten ihr und sie schien eine Erleichterung zu empfinden, als sie draußen in einem kleinen Vorhofe stand und die laue Mailuft schmeichelnd um ihre weiche Wange wehete.

Hier erst hub sie ihre Augen wieder auf den Ritter von Salvoral und dieser blickte fast erschrocken zur Seite, denn der Blick der Fürstin war so unendlich traurig, so schmerzlich anklagend, daß seine Leidenschaft vor dieser Anklage zurückschrak; eine Minute zuvor noch war er so gewaltig stolz auf die kecke List gewesen, mit welcher er der Dame sein billet-doux zugesteckt, jetzt wünschte er, es nicht gethan zu haben. Doch die Regung der Reue verschwand ebenso schnell, wie sie gekommen, und in der nächsten Minute schon wieder freute er sich der gelungenen List.

„Ihr habet", nahm der Prälat, zur Fürstin gewendet, das Wort, „uns zu einer der größesten Merkwürdigkeiten dieses Stiftes geführt, figlia mia! Sehet dieses Haus an und freuet euch der hohen Kunstfertigkeit des italienischen Meisters, durch welchen die Rosenberge, die man nicht mit Unrecht die klei-

nen Rosenkönige genannt hat, unser Stift schmücken ließen!"

Das Gebäude, vor welchem die Gesellschaft stand, war allerdings ein edles Bauwerk, wenn auch in sehr kleinen Verhältnissen; über dem Portal sah man eine prächtige Rose in zierlichster Steinmetzarbeit mit der Umschrift: „Wer under deser Rosen is gesessen, deren wil Goth neit vergessen. 1483." Das Haus war aber nur die würdige Schale so zu sagen einer edeln Frucht, denn als auf Befehl des Sub-Priors die Brüder Thüren und Fenster aufgestoßen hatten, da blickte man in eine Flurhalle, deren Wände mit den schönsten, farbenreichsten Bildern, die Geschichte der heiligen Genovefa darstellend, bemalt waren. Hier fand der Prälat Gelegenheit, seine Kenntnisse im Gebiete der Kunst, die er während seines Aufenthalts zu Rom gewonnen, in das hellste Licht zu stellen und während seiner Erklärung und Beurtheilung der Wandgemälde schien auch die Fürstin mehr und mehr die Ruhe wiederzufinden, nach der sie mit großer Anstrengung vergebens gerungen, seit dem Moment, in welchem ihr der Ritter das Blatt in die Hand gedrückt.

Das Rosenhaus hatte übrigens ein Herr von Rosenberg dem Stifte gebaut, damit er und die Seinigen nach ihm eine eigene Wohnung unter dem Schutze der heiligen Landespatrone hätten, wenn sie das Bedürfniß verspürten, sich aus dem Geräusch der Welt auf eine Zeitlang zu geistlichen Uebungen zurückzuziehen. Einige einfache Wohngemächer lagen hinter der Halle mit den Genovefa-Bildern. Seufzend bemerkte der Sub-Prior, daß außer dem frommen Erbauer der Rose, weder ein Rosenberg, noch einer aus dem Geschlechte der Howorra, die nach ihrer deutschen Grafschaft den Namen Schwarzenberg führten, jemals Gebrauch von diesem Hause gemacht hätte; die Schwarzenberge waren nämlich die Erben der böhmischen Rosenkönige geworden. Tröstend fügte übrigens der Pater Kellermeister der tadelnden Bemerkung des Sub-Priors hinzu, daß die Schwarzenberge, wenn sie auch nicht hierher kämen, um die Ostern zu feiern, doch sehr gewissenhaft die jährliche Rente zahlen ließen, die der fromme Erbauer zur Erhaltung des Rosenhauses dem Stifte ausgesetzt. Der gute Pater Augustinus schien diese Pünktlichkeit dem edeln Hause Schwarzenberg als einen hohen Ruhm anzurechnen.

Ein Zeichen der Klosterglocke rief jetzt die Geistlichen zu ihren Pflichten, selbst der Sub-Prior verabschiedete sich von den Gästen, nicht ohne noch einmal den Ritter warnend anzublicken, der indessen den ehemaligen Erzieher mit einem zweideutigen Lächeln wieder grüßte.

Der Prälat aber und ein Paar seiner Laiendiener führten die Gäste nach der Schaffnerei des Stiftes, um ihnen dort einige Erfrischungen anzubieten.

III.

Fridusch und Peila.

„Sie freute sich am öden Ort,
Gehüllt in ihren Sehersinn,
Nur rollte dann und wann ihr Wort
Mächtig im Sturme dahin!"

(Alfred Tennyson.)

Drittes Kapitel.

Fridusch und Peila.

Auf Flintenschußweite etwa von der Doppelreihe niederer Hütten, die man sehr mit Unrecht ein Dorf genannt haben würde, lag auf der Nordseite nach dem Walde zu ein Gehöft, das von Weitem geräumig genug schien, in der Nähe aber doch einigermaßen bedenklich aussah. Wer von unten, von Süden heraufkam, passirte auf der sehr schwach befahrenen und gar nicht in Stand gehaltenen Straße eine dichte Baumgruppe, unter welcher eine Kapelle stand; nur wenige Schritte vom Wege entfernt stand diese Kapelle, auf den ersten Blick aber war zu erkennen, daß nur selten Einer diese wenigen Schritte gemacht haben mochte,

um dort zu beten. Der ganze Platz sah verstört und wild aus; er lud die Vorüberwallenden nicht zum Gebet ein; die Zweige der Bäume waren wirr in einander gewachsen, dürre Aeste starrten häßlich empor aus dem frischen Grün, und Schaaren von Krähen und Dohlen, die von Zeit zu Zeit mit faulen Flügelschlägen, mißtöniges Geschrei ausstoßend, die Baumwipfel umschwebten, verriethen, daß das Rabenzeug schon seit langer Zeit hier ungestört niste. Die kleine Kapelle selbst war nicht, wie um diese Jahreszeit die heiligen Stätten fast alle im Böhmerland, lieblich mit frischen Blumen geschmückt, die Decke war eingebrochen über den vermorschten Balken und keine fromme Hand war gekommen, den Bildstock zu befreien von dem Schutt und den Steintrümmern, die ihn begraben hatten. Allerlei Grünes war darüber hingewachsen, hatte den Trümmerhaufen bedeckt, Stauden und Sträucher waren aufgeschossen in üppigem Wachsthum und so erhob es sich wie ein grüner Grabhügel über dem Bildstock inmitten der eingesunkenen und geborstenen Mauern, die einst das Dach der kleinen Kapelle getragen hatten.

Eine solche Verödung mußte doppelt auffallend

sein so nahe an der Grenze des Stiftgebietes von Sanct Wenzel und Sanct Florian, wenn auch der Ort selbst nicht mehr zum „Stiftle“ gehörte, sondern einem weltlichen Herrn, dem Grafen Mauritz Wenzel Georg Podiebrad, dienstbar war.

Denselben Charakter der Verödung trugen auch die ärmlichen Hütten von Holz und Lehm, die rechts und links von den Abhängen des ziemlich breiten Hohlweges standen, in den man eintrat, wenn man die Kapelle zur linken Hand lassend, einige hundert Schritte weiter nach Norden gewandert war. Mehrere dieser Hütten schienen ganz unbewohnt zu sein, denn die Wände hatten große Risse, von den tief herabgesunkenen Dächern waren die Strohbündel theilweise abgerissen, in den engen Fensteröffnungen fehlten die Fenster, in den Thüröffnungen die Thüren und die berußten Ziegel, die einst den Schornstein gebildet, lagen theils heil, theils zerschmettert vor der Schwelle.

Nicht viel weniger öde und traurig sahen die Häuser aus, die noch bewohnt waren, da sammelten sich die abfließenden Unreinigkeiten in stinkenden Pfützen vor den Thüren, deren Flügel locker in den Krampen hingen und sichtlich nicht mehr in einander paßten; die

kleinen Scheiben der Fenster waren theils erblindet, theils zerschlagen und nur selten durch Lumpen verstopft; einige schmutzige Kinder, bis auf ein paar Fetzen völlig nackt, trieben sich mit ein paar einzelnen struppig aussehenden Hühnern herum und verschwanden auf den ersten Anruf jedes Reisenden, der auf der mit Steinen und Trümmern bestreuten Straße herauf kam, um mit dem eigenthümlichen Blick scheuer Wildheit den Vorüberziehenden aus einem verborgenen Schlupfwinkel zu beobachten. Dagegen wichen ihm die Schweine nicht aus, die sich an sonnigen, oder sonst ihnen zusagenden Stellen des Weges gelagert hatten; das Borstenvieh, ein sehr nützliches, aber doch nicht gerade anmuthiges Geschlecht, schien sich als den eigentlichen Herrn des Platzes zu betrachten und der Wanderer that wirklich klug, jeden Konflikt sorgsam zu vermeiden, denn diese Thiere, so klein und unansehnlichen Aussehens sie sonst waren, hatten in ihren schmalen, schiefen Augen einen Ausdruck von Reizbarkeit und Wildheit, der deutlich genug verrieth, daß sie auf eine Zwischenstufe zwischen dem ritterlich kühnen Wildschwein und dem entsagenden, fast elegischen, nach seinem tödtlichen Hintritt so nutzbaren Haus-

thiere standen. Alles lebende Wesen aber, das auf einer Zwischenstufe steht, sich im Uebergange befindet, ist gereizt und gefährlich.

Das Gehöft, dessen wir schon in den ersten Zeilen dieses Kapitels gedachten, lag oberhalb dieses wüsten Ortes und zwar ganz dicht am Waldsaum, dessen eine Spitze sich sogar über das Gehöft hinaus ziemlich scharf thalwärts streckte; die Straße lief nun zwischen einem stehenden Gewässer, das zum Theil dicht mit Röhricht bewachsen war, und dem Gehöft selbst in den Wald hinein, in welchem auch das Gewässer, immer schmäler werdend, nach und nach verschwand.

Das Hauptgebäude des Gehöftes, dessen Umfassungsmauern indessen durch Stücke einer zerfallenen Lehmwand, durch etliche naturwüchsige und mit kleinen unansehnlichen weißen Blüthen dicht besetzten Hecken und einige Lagen von Steintrümmern, mehr angedeutet, als wirklich vorhanden waren, bestand aus einem einstöckigen corps de logis, das unter einem Dach mit zwei vorspringenden Seitengebäuden stand, die indessen keine Wände hatten; vielleicht gewinnen unsere Leser rascher eine Ansicht von dem Gebäude, wenn

wir ihnen kurz sagen, daß das Hausdach auf beiden Seiten so weit verlängert worden und dann einfach durch ein paar rohe hölzerne Säulen gestützt war, daß ein beladener Wagen bequem darunter fahren und dort still halten konnte. Dieses luftige, auf vier Säulen ruhende, mit Strohdach versehene Gebäude soll die Urform des alten czechischen Hauses sein und wird „brog" genannt. In dem Wappen Leszyk, wie es noch heut die Grafen Radolinski führen, findet sich das getreue Bild des „brog", während in Wirklichkeit sich in allen Landen, in denen Lechen und Czechen sitzen, von den Karpathen bis zum Ostseestrande, der „brog" jetzt nur noch in der Form des eben geschilderten Anbaues am eigentlichen Hause vorkommt.

Der „brog" an dem Hause, das wir zu schildern unternommen, hat noch die Eigenthümlichkeit, daß seine beiden äußern Säulen dicht am Ufer der stillen Wässer stehen, so daß sein Dach die wenige Schritte weiter rückwärts in den Wald führende Straße beschattet. Der Vortheil, den diese luftigen Gebäude bieten, besteht darin, daß die vorüberziehenden Kärrner ihre Rosse unter Dach, im Trocknen füttern, und

tränken, dann aber, ohne umwenden zu müssen, weiter fahren können.

Von Weitem sah dieses Gehöft, wie gesagt, recht respectabel aus, wenn man aber näher kam, zeigte es sich, daß der Verfall, der dort unten im Hohlwege herrschte, seine Herrschaft auch bis hier herauf erstreckt hatte, und wenn man bis zur Thür der Schenke oder des Krugs gelangt war, so entdeckte man mit leisem Frösteln, daß man sich eigentlich in recht unheimlichen Umgebungen befand.

Es muß wirklich ein sehr unheimlicher Ort sein, der an einem warmen Frühlingstage, bei scheinender Sonne, Schauer einflößt; das Wasser da neben der Straße bewegte sich nicht und gab keinen Ton von sich, trüb und still stand es über dem moorigen Grunde; die breiten Blätter aber und die Kolben im dicken Geröhricht rührten sich nicht, und wenn ein Windzug ärgerlich ihre Unempfindsamkeit anstieß, kam nur ein leises Schwanken in die dürren Pflanzen und ein dumpfes Stöhnen wurde schwach und doch angstvoll, wie das letzte Röcheln eines Erdrosselten, auf kurze Augenblicke vernehmbar. Von der Rückseite trat der Wald dicht heran an die Wände des Gehöftes, aber es war ein

stummer Wald; hohe dünn stehende, alte Nadelholzbäume, in denen kein Vogel sang, zwischen denen kein Unterholz lustig grünte, unter denen jeder Schritt auf den dicken Lagen von abgefallenen Nadeln hohl und dumpf verklang. Im Umfang der devastirten Mauern sah man nichts als halb eingefallene Ställe und Scheunen, ja ein riesenhafter, rauchgeschwärzter Trümmerhaufe bezeichnete die Stätte, an welcher einst ein massives Haus gestanden, von dessen Stattlichkeit nur die Kellerlucken noch zeugten, deren steinerne Rundbogen der Wucht des zusammenstürzenden Hauses Widerstand geleistet hatten; diese dunkeln Höhlen aber machten die Trümmerhaufen noch wüster. Wohl schien die goldene Morgensonne des Frühlingstages auch auf dieses Stück Erde, aber es wurde nicht freundlicher dadurch, man sah die Trümmer, den Verfall und die Einsamkeit nur deutlicher; Dämmerung oder Nacht, die mit ihren milden Händen so manches freundlich zudecken, wären hier besser an der Stelle gewesen, als der Sonnenschein, der wie mit frivoler Neugierde diese Stätte enthüllte.

Dieselbe Sonne, die an andern Orten zur selbigen Stunde so schön und lieblich erschien, sie dünkte dem

Wanderer hier grausam, in den gespenstischen Umgebungen selbst gespenstig.

Die helle Frühlings-Morgensonne gespenstig? Es klingt wohl absurd, aber es giebt Flecke, wo die Sonne selbst zum Gespenst wird.

Der Wanderer freilich, der sein müdes, mageres, wenn auch sichtlich kräftiges Pferd, das einen schwer bepackten Karren zieht, bis unter den „brog“ geleitet hat und sich nun halb ängstlich, halb neugierig umschaut, der gehört selbst zu den Wesen, die in eine gespenstische Umgebung passen; es ist ein langer, schlottriger Judenkerl im schmutzigen, langen Kaftan, eine schmierige Pelzmütze auf dem spitzen Kopf, eine Nase in dem gelben magern Gesicht, die sich kühn wie der Schnabel eines Raubvogels krümmt und einen merkwürdigen Gegensatz zu der Bangigkeit bildet, die um diese Mundwinkel zittert, und zu der unbezwinglichen Neugierde, die aus diesen Augen funkelt. Der Jude blickt bald links, bald rechts um die Ecke, bald knallt er mit der Peitsche, bald fühlt er ängstlich nach dem großen Messer, das er unter dem Kaftan stecken hat zur Vertheidigung; er sieht nichts, er hört nichts — da kommt auch über ihn die Angst der Stille, bange

blickt er auf den entsetzlich schlechten Weg zurück, den er heraufgekommen, ängstlich schaut er in den Wald hinein, in den der Weg weiter führt. Er muß seinem Roß Ruhe gönnen, er muß es füttern und tränken; er bindet ihm einen kleinen Futtersack vor, aber er thut es so leise, so geräuschlos als möglich, er fürchtet die Stille zu stören, die Stille, die ihn so ängstigt.

Plötzlich entfährt ein leiser freudiger Aufschrei seinem Munde, er freut sich, denn er sieht lebendige Wesen in dieser todten Umgebung; Hühner kommen um die Ecke des Hauses gravitätisch heranspaziert eins, zwei, drei, vier! Der Jude wirft ihnen eine Hand voll Körner zu! Das hatte er noch nie gethan, die Angst war die Mutter seiner Freigebigkeit und mit freudebebender Lippe sagte er: „Wo Pferde sind, da sind immer auch Hühner, denn wo ein reicher Mann speist, da sammeln sich die Bettler!"

Die Anwesenheit der vier sehr jämmerlich und zerzaust aussehenden Hühner hatte den Juden von seiner Bangigkeit fast ganz befreit, er hatte sogar schon so viel Muth wieder gewonnen, daß er beschloß, nach einem Gefäß zu suchen, aus dem er sein Roß tränken möge. Wie er aber so umschaute, da fielen seine

Augen plötzlich auf eine Maueröffnung, die sich im Hause etwas über Manneshöhe befand und entsetzt fuhr er zusammen, angstvoll wendete er sich ab, denn aus dieser Maueröffnung stierten ein Paar Menschenaugen unverwandt auf ihn nieder.

Zum zweiten Male hub der Jude seine Blicke auf und zum zweiten Male schlug er sie erschrocken nieder, das bleiche, stille Menschenantlitz da oben mit den unverwandt niederblickenden Augen mußten etwas Entsetzliches für den jüdischen Kärrner haben, denn es bedurfte einer ziemlichen Weile, ehe er den Muth zu einem dritten Versuch faßte, jetzt aber entschloß er sich rasch; er nahm hastig seine Pelzmütze vom Haupt, so daß ihm die langen, schwarzen Haare über die Stirn fielen, verbeugte sich tief und sagte bittend in böhmischer Sprache: „Gestatte, Herr des Hauses, daß ich mein Roß tränke in Deinem Schatten und gönne Ruhe dem müden Mann!"

„Du hast meine Hühner gefüttert, Jude," entgegnete eine schneidend scharfe Stimme, „ich will Dein Roß dafür tränken!"

Das unbewegliche Antlitz hinter der Mauerlücke, vor welcher der Jude noch einige Verbeugungen

machte, verschwand, und wenige Augenblicke darauf kam ein wüst und beinahe bettelhaft aussehender Gesell zum Vorschein, der dem Juden einen schmutzigen Eimer zum Tränken des Pferdes reichte. Müssig lehnte der Gesell an einer der Säulen des Brogs, er sah zu, wie der Jude sein Roß besorgte, aber er sprach kein Wort; vergeblich versuchte der Kärrner ein Gespräch anzuknüpfen, die israelitische Gesprächigkeit prallte ohne irgend welchen wahrnehmbaren Eindruck zu machen, ab von der Schweigsamkeit dieses Mannes. Endlich begann der Böhme selbst eine Unterhaltung. „Was führst Du, Jude?“ fragte er auf den Karren deutend, dessen Kasten, einem Sarge ähnlich, rund eingeschlossen war.

„Leinen-Waaren, Tuche, Zeuge, liebreicher Herr,“ antwortete der Jude, „die ich heraufbringe nach den Bergen für Rechnung Vieler von unsern Leuten in Prag.“

„Hast Du kein Pulver, Jude?“ fragte der Böhme wieder.

Der Kärrner sah sich schlaulächend um, steckte den Finger in den Mund, und deutete auf den nahen Wald; offenbar glaubte er jetzt einem Geheimniß auf die Spur ge-

kommen zu sein, alle seine Grimassen aber entlockten dem Böhmen weder ein Wort noch eine Miene, die dem Juden zur Bestätigung seiner Vermuthung hätte dienen können.

„Ich tausche gern Hirschhäute, Rehfelle, Dachsfelle, Fuchspelze, Pelze aller Art gegen Pulver, Blei, Schrot und Schießbedarf, edelmüthiger Herr!“

Der Jude war mit dieser Erklärung ganz rasch und plötzlich losgebrochen, der Böhme rührte sich nicht, er gab auch nicht gleich Antwort, erst nach einer ziemlichen Weile sprach er wieder: „Mach Dich auf den Weg, Jud', Du hast schweren Weg durch den Wald mit dem einen Roß; wenn Du drüben hinauskommst auf die Haide, dann wird die Sonne schon tief stehen und Du hast immer noch eine Stunde und darüber, bis nach Lethra in die Judenschenke; merk' auf, Jude, halt an den drei Kreuzen zur Rechten, wenn Du aus dem Wald kommst und laß drei Mal einen hellen Pfiff ertönen, das ist mein Zeichen. Dem Manne, der zu Dir kommen wird, dem sage, der Haschek aus der Hakenschenke habe Dich geschickt, er weiß es auch schon, daß Dich kein Anderer schickt, der wird mit Dir tauschen und handeln, er wird Dir Häute geben für Pulver und Blei!“

Der Jude sah den zerlumpten Böhmen mit einem Gesichte an, das ebensoviel Verschmitztheit als Angst verrieth; offenbar fürchtete der Sohn Israels, der Herr Haschek aus der Hakenschenke schicke ihn einer Räuberbande zu; halb nur freute sich der Jude, daß er diese vermeintliche List durschaue, halb fürchtete er sich schon vor einer Räuberbande, und während er fest beschloß, durchaus nicht zu pfeifen, weder hell noch grob, sondern auf dem ganzen Wege stille zu schweigen und den Mund nicht eher wieder zu öffnen, als in der sichern Judenschenke zu Lethra, war er doch bemüht, diese Gedanken dem edelmüthigen Herrn Haschek zu verbergen, und dabei bekam sein Gesicht einen so komischen Ausdruck, daß selbst der finstere böhmische Schenkwirth ein leises Lächeln in seinen starren Zügen spüren ließ und mit einem halb groben, halb launigen: „der Judenkerl hat Angst!“ davon ging, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern.

Aber, gleichsam als ob der Jude nicht ohne Aufsicht sein dürfe, erschien an des Hakenwirths Stelle ein großer grauer Kater, grausam abgemagert, der sich genau an demselben Flecke niederließ, an welchem Herr Haschek so eben noch gestanden. Dieses häßliche Thier

beobachtete mit funkelnden Augen den Juden, der sein Pferd wieder einschirrte, nur zuweilen fiel ein beutelustiger Seitenblick auf die Hühner, die indessen die Annäherung dieses ihres principiellen Gegners nicht außer Acht gelassen und sich auf den höhern Standpunkt eines sichern Balken zurückgezogen hatten. Der Jude betrieb übrigens seine Einspannung so rasch als möglich und zog mit seinem Karren und seinen gemischten Gefühlen eiliger von dannen, als das wohl ohne das verfängliche Anerbieten des Hakenwirths der Fall gewesen sein würde.

In demselben Augenblicke fast, in welchem der Judenkarren den Brog verließ und der Huftritt seines Rosses dumpf wiederklang von der dichten Tannennadelstreu, klapperten die Hufschläge eines trotz der Steintrümmer ganz unsinnig galoppirenden Piqueurs durch den „alten Ort“, denn so nannte man die Doppelreihe von Hütten im Hohlwege hinter der verfallenen Kapelle.

Der schmucke Reiter in seiner rothen Jacke mit goldenen Galons und dem helmartigen Hut, den ein gelbrother Busch schmückte, trug ein von Goldstickerei starrendes Bandelier und darin ein Seitengewehr mit

kurzer, breiter Klinge; der starken Peitsche aber bedurfte er sicher nicht, um das feurige Roß anzutreiben, das unter ihm wiehernd und schnaubend dahin galoppirte, als hätte es selbst so recht seine Freude daran.

Mitten im alten Ort ließ der Reiter — die Farben, die er trug, gaben ihn als einen Dienstmann des Salvoral-Podiebrad'schen Hauses kund — einige sonderbare Rufe erklingen, die er mit dem Knallen seiner Peitsche begleitete; doch hielt der Reiter den raschen Lauf seines Rosses darum nicht an, sondern jagte weiter den Hohlweg hinauf der Hakenschenke zu.

Seine Rufe aber waren wohl vernommen worden, denn es wurde lebendig im „alten Ort" hinter ihm, finstere, trotzige Gesichter wurden sichtbar unter den Thüren.

„Der Fridusch ist da!" riefen sich etliche Männer einander zu.

„Der Fridusch ist da!" schrieen ein paar Kinder in einer der Hütten.

„Kommt nach der Hakenschenke, Fridusch ist da!" klang's im Chore.

Einige Minuten später sah man sechs bis acht

jüngere und ältere Männer, meist in ziemlich zerlumpte Kittel gekleidet, aber alle mit breitkrämpigen Hüten und ziemlich bedenklichen Stöcken versehen, in gewisser Entfernung von einer Schaar von Kindern gefolgt, der Hakenschenke zuschreiten.

Lange bevor aber sich dieser Zug in Bewegung setzte, hatte der fürstlich Salvoral'sche Spitzreiter sein flinkes Roß droben im einsamen Gehöft vor dem zerbrochenen Ziehbrunnen parirt und war mit einem schrillen Jauchzer, der die ganze Einsamkeit in Bewegung brachte, aus dem Sattel gesprungen.

Es war, als ob dieser Jauchzer den Bann gebrochen hätte, der über dem Gehöfte lag, denn von allen Seiten erhoben sich Töne und Stimmen, es war, als ob selbst die Baumwipfel rauschend Antwort gäben und die Wasser im moorigen Weiher klatschten an die Ufer, im Röhricht raschelnd.

„Wieder hier, Kikeriki, wieder hier?" grüßte der Hahn, der mit fest zugedrückten Augen von dem zerbrechenen Brunnenrande krähte. „Allda, allda!" gackerten die Hühner und flatterten hin und her. „Auch zu Haus! Auch zu Haus!" bellte ein alter Hund, der dem Reiter entgegensprang.

Es war vollständig ein Seitenstück zu der Entzauberungsscene im alten Mährlein vom Dornröschen.

An der Thüre stand der Wirth der Hakenschenke, sein sonst so finsteres Gesicht strahlte vor Freude.

„Haschek, lieber Ohm, alter Haschek!“ rief ihm der Reiter entgegen, der die Zügel seines Rosses um den linken Arm geschlungen, klirrenden Schrittes daher kam und ihm die Hand entgegenstreckte.

„Nein, Fridusch, nein!“ erwiederte der Schenkwirth, indem er zur Seite trat, „behalt nur Deine Hand, aber geh' hinein, denn sie würde es nimmer verzeihen, wenn ich ihr die erste Hand genommen, hinein mit Dir!“

Der Haschek nahm das Pferd, der Fridusch stolperte klirrend über die Schwelle, indem er ein Paar Mal: „Peila! Peila!“ rief.

„Ein Glück, daß sie das nicht hört,“ sagte Haschek vor sich hin, „sie wäre im Stande, ihn mit einer Predigt zu empfangen statt des Willkommens, wenn sie vernähme, daß er nach seiner Peila gerufen, ehe er seine Mutter gesehen!“

Indessen war der Fridusch mit ein Paar langen Schritten durch die finstere Vorflur in eine noch fin-

stere Küche getreten. Das eigenthümliche, schwach bläuliche Licht, das durch den rußig glänzenden Schornstein in die Küche fiel, erhellte diese nicht, sondern schuf ein Halbdunkel, an das sich die Augen des Eintretenden erst gewöhnen mußten. Fridusch aber bedurfte der Augen nicht, er kannte den Winkel am Heerd, in welchem seine Großmutter saß und eilte auf die Alte zu, deren Augen in der Dunkelheit ihm entgegenfunkelten. Die harthörende Greisin hatte von der lärmenden Ankunft ihres Enkelsohnes nichts vernommen, als aber die hellbunte Gestalt des Piqueurs in die Thüre trat, da stieß sie einen scharfen Schrei aus, dem Schrei eines Raubvogels ähnlich, streckte ihre zitternden alten Hände aus und drückte das Haupt des vor ihr Niedergeknieten an ihre Brust, während häufige Thränen über ihre welke Wange flossen.

„Gott segne Dich, Gott schütze Dich, mein Kind; mein liebes Kind!" flüsterte die Greisin: „Trägst Du den gelbrothen Rock der alten Salvoral's in Ehren, wie ihn Dein Vater trug? Oh Fridusch, Fridusch! Mein liebes Kind!"

Der stattliche Reiter war mächtig erschüttert, auch er weinte, denn die alte harte Großmutter hatte er

noch nie weinen sehen und mit ihren zitternden Knochenhänden streichelte sie ihm zärtlich die Wange.

Die harte Gewöhnung trat auch fast augenblicklich wieder an die Stelle der weichen Mutterzärtlichkeit, die in der ersten Ueberraschung nur vorgebrochen war.

„Steh auf, Fridusch!“ sprach sie und ihre Stimme klang wieder wie Befehl, auch gehorchte der Enkelsohn augenblicklich.

„Du dienst noch immer dem alten Hause Salvoral,“ fuhr die Großmutter ernst fort, „Du hast Recht, Fridusch, bist freier Leute Kind, da Du aber dienen mußt, so diene nur denen vom Stamme Podiebrad zwar sind auch sie Abtrünnige geworden und haben sich den Kelch nehmen lassen, aber es ruht ein großer Segen auf diesem Stamme; viele theure Männer haben sich an diesem Stamme festgehalten, als der große Sturm kam und blutig durch das Böhmenland schnob; es ist ein freundliches Haus gewesen, es ist reich an Verheißungen, kein Blut ist an seiner Hand, freundliches Haus ......“

Die Frau sprach immer leiser, endlich flüsterte sie nur noch und redete mit sich selbst, den Enkelsohn,

der vor ihr stand und halb bange, halb gerührt auf die scharfen Züge des mageren Gesichtes, auf die schneeweißen Haare, die von einem schwarzen Tuche halb bedeckt waren, herabblickte, den hatte sie ganz vergessen.

Plötzlich richtete sie sich wieder auf und fragte scharf: „Lebt der schwarze Graf noch?“

„Er lebt noch, Mütterchen,“ erwiderte Fridusch rasch, indem er seine Stimme erhob, um sich der halbtauben Alten verständlich zu machen, „hat mir noch einen Gruß aufgetragen an Euch, als wir weggingen von Prag. Fridusch! sagte er zu mir, wenn Du in's Stift kommst, wirst Du Deine alte Großmutter besuchen in der Hakenschenke, der bringe einen Gruß von mir und sprich: der schwarze Graf wäre immer dabei, aber die Macht sei klein und die großen Wunder wären ausgeblieben! Die gute Alte wird schon verstehen, was ich meine! sagte der Herr Graf!“

„Ich weiß wohl, was er meint,“ versetzte die Greisin flüsternd, „die Macht ist klein, ja wohl, aber die großen Wunder werden kommen; meine Augen werden das freilich nicht mehr sehen, der schwarze Graf auch wird hingehen, aber die Wunder bleiben

nicht aus, denn der Mund der Blutzeugen kann nicht lügen."

Wiederum begann die Greisin mit sich selbst zu reden und der Enkelsohn stand dabei wie auf Kohlen, denn er hatte eine Stimme vernommen draußen in der finstern Vorflur, bei deren Klang sein Herz höher schlug, die ihn fortzureißen schien von der Stelle, auf der ihn die, mit banger Scheu versetzte Ehrfurcht vor seiner Großmutter fest gebannt hielt.

„Hast Du Deine Peila schon gesehen?" fragte die Alte plötzlich mit der ihr eigenen Schärfe im Ton; es war, als ob sie die Gedanken ihres Enkelsohnes errathen hätte.

„Der Großmutter die erste Hand," entgegnete Fridusch laut, der jetzt herzlich froh war, daß er der Weisung seines Oheims Haschek gefolgt, „ich höre die Peila und den Ohm draußen!"

„Er ist ein gutes Kind," sprach die Großmutter kopfnickend und mit sichtlicher Befriedigung, dann befahl sie fast barsch: „Gehe, hinaus Kind, grüße Deinen Ohm und freue Dich Deiner Jugend mit der Peila!"

Fridusch verließ die dunkle Küche und die alte

Großmutter, die ihm nun, da er sie seit länger als Jahresfrist nicht gesehen, viel unheimlicher als sonst erschien; aber er ging nicht rasch, sondern langsam, denn es kam ihm plötzlich der Gedanke, die alte Frau könne es übel vermerken, wenn er's gar zu sehr spüren lasse, wie sehr er sich von ihr fortsehne. Er trat durch den kleinen schmutzigen Flur, er trat über die hohe Schwelle hinaus auf den Hof und athmete erleichtert auf, als er den blauen Himmel wieder sah und die Frühlingsluft ihn wieder anwehte.

Jetzt reichte ihm Haschek, sein Oheim, beide Hände.

„Wo ist Peila? ich habe ihre Stimme gehört!“ rief Fridusch sich besinnend und die Schwere abschüttelnd, die durch das Gespräch mit der Großmutter über ihn gekommen.

Der Oheim legte seine beiden mächtigen Hände ihm auf die Schultern und drehte ihn mit einem leisen Lachen herum, da standen sie sich Beide einander gegenüber, der Fridusch und die Peila.

Der kecke Bursch mit den rothen Wangen und den muntern Augen, der im alten Prag unter den zahllosen Herrendienern und Dienerinnen einen so übermüthigen Part spielte, er stand hier blöde mit

halb offenem Munde und schielte seitwärts die schlanke Dirne an, die vor ihm erschien, ungeputzt und im Alltagskleid, aber doch so hübsch und stattlich, daß es dem Fridusch vorkam, als ob im ganzen großen Prag nicht eine Einzige wäre, die sich mit ihr messen könne.

Ja, die Peila war eine wilde Schönheit, ihr dunkles Haar fiel voll und dicht unter dem rothen Kopftuch hervor, ihre Gestalt war schlank, zu schlank, denn die Formen entbehrten aller Rundung und Fülle, aber in dem leicht gebräunten Antlitz leuchteten die Augen so mächtig und der wohlgeformte Kopf trug sich so stolz auf dem zierlichen Halse, daß die Dirne schier vornehm aussah, trotz der unschönen und nicht saubern Kleidung. Mit nackten Füßen stand die Peila da, aber die Füße waren so wohlgeformt, daß sie einem Bildhauer hätten zum Modell dienen können.

Ein leichtes Lächeln spielte um Peila's Mund, als sie die Blödigkeit des Fridusch bemerkte, die frische Lippe zuckte, helles Roth überlief das Antlitz, die Leidenschaft des Weibes siegte über die Zurückhaltung des Mädchens und mit einem leisen unarticulirten Ausruf breitete sie die Arme aus und hing am Halse des Geliebten, dessen Blödigkeit auch sofort von die-

sem Strome leidenschaftlicher Zärtlichkeit weggespült wurde.

Er küßte die Dirne und schwenkte sie, in seinen kräftigen Armen eine federleichte Last, er stieß einen Jubelruf nach dem andern aus; die Dirne aber ließ mit sich machen, was ihm beliebte und duldete im seligsten Liebesgefühl seine Küsse und seine Umarmungen, sie war wie ein Kind ohne Willen in seinen Händen und Wonne strahlte aus ihren Zügen, Glückseligkeit lachte von ihren Lippen.

Ihr Vater Haschek stand dabei und sagte kein Wort, dem schien's eine absonderliche Freude zu machen und je toller es der Fridusch mit seinem Mädchen trieb, je lauter er schrie und je höher er, seine Dirne im Arme haltend, sprang, desto breiter zog sich sein Mund und sein ganzes Gesicht. Je stiller und je schweigsamer sonst die Art der Menschen ist, desto lauter jubelt bei ihnen die Freude, desto lauter schreit der Schmerz.

Der Haschek war auch ein so stiller, verschlossener Kerl; sie fürchteten ihn ein wenig mehr vielleicht, als nöthig war, aber er galt nicht ganz mit Unrecht für den gewandtesten Raubschützen in der ganzen Ge-

gend und es gab allerdings einige dunkle Punkte in seinem Leben. Dafür aber war der Haschek in der Hakenschenke auch bekannt, daß er niemals einen Landsmann verrathen hatte und mancher Mutter Kind zu Hülfe gekommen war, wenn die Noth am größesten. Seine alte Mutter und die Peila, seine einzige Tochter, liebte er gewaltig, so sehr, daß er darum als Muster genannt wurde und zwar in einem Volke, das sich im Allgemeinen schon durch den Eifer auszeichnet, mit dem es an den Banden der Familie festhält. Fast noch mehr aber als die alte Mutter drinnen und die junge Tochter da, hatte der Haschek den Fridusch von Jugend auf geliebt, den Fridusch, der seines Bruders Bartosch Sohn war. Des Fridusch Mutter war längst gestorben, Bartosch hatte wieder geheirathet und bei einer kinderreichen zweiten Ehe war's ihm ganz recht gewesen, daß der Haschek seinen Fridusch mit sich hinauf nahm nach der Hakenschenke und einen Jäger und Reitkerl aus ihm erzog, auf daß der Junge einst sein Glück mache im Herrndienst; versteht sich bei den alten Salvorals und am liebsten bei dem schwarzen Grafen, zu dessen Domaine der „alte Ort" mit der Hakenschenke gehörte.

Der schwarze Graf hatte vor allen Salvoral's und Podiebrad's in diesem waldigen Winkel des Landes das größeste Ansehen und den besten Namen, denn man munkelte, der schwarze Graf sei ein heimlicher Calixtiner, er nehme das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, so wie's sein Ahnherr, der große Böhmenkönig Georg von Podiebrad, genommen, hier aber lebten noch Reste der alten Hussiten; freilich verkommen und verkümmert, aber sie lebten doch noch und wenn sie auch von dem Glauben ihrer Väter nichts weiter mehr wußten, als daß denen der Kelch im Abendmahl gereicht worden sei, während sie es jetzt im Brod allein empfingen. Das allein wußten sie, das Uebrige von der Hussitischen Lehre war verschwommen und verschollen im Lauf der Zeiten, aber ein dumpfer Groll gegen die Kirche war ihnen geblieben; in der geistigen Verarmung und geistlichen Verödung ihrer Gemüther tanzten, wie Irrwische im Sumpfe, die Erinnerungen an den großen König Podiebrad, der sich zum Kelch gehalten und die halbe Welt erobert habe; sie machten den staatsklugen Fürsten, der in seiner Weisheit sein Reich immer vor dem Bruch mit der Kirche zu bewahren trachtete, zu einem Feldherrn und Führer der Hussitenstürme, die

einst das heilige römische Reich deutscher Nation so furchtbar verheert und so tief erschüttert hatten. Die Namen der Zizka und der Prokope waren nicht ganz entschwunden aus dem Gedächtniß dieser Leute, aber sie standen in zweiter Linie hinter dem Namen Podiebrad und obwohl die Grafen und späteren Fürsten Salvoral eifrige Katholiken waren, in diesem Theile des Landes galten sie für heimliche Anhänger des Kelch's für — Utraquisten.

Was dieser irrigen Meinung der Leute aber wirklich einigen Halt gab, das war der Schutz, den sie selbst auf einigen Salvoral'schen Herrschaften fanden, ein Schutz, der in der That etwas weiter ging, als ihn sonst andere eifrig katholische Herrschaften gewährten. Die größere Nachsicht der Salvoral's gegen ehemalige Calixtiner war allerdings traditionelle Hauspolitik, sie war aber sehr natürlich. Die Verwandtschaft der Salvoral's mit dem Geschlecht des Königs Georg war nämlich nicht ganz klar, jedenfalls war sie keine sehr nahe; als sie nun in Besitz verschiedener, dem eigentlichen Hause Podiebrad zugehörig gewesener Herrschaften kamen, suchten sie sich die meist kalixtinisch gesinnte Insassenschaft geneigt zu machen, um auf deren Treue mit den viel-

fach bestrittenen Besitzstand bauen zu können. Nach und nach im Lauf der Zeiten erlag der Hussitismus der siegreich vordringenden katholischen Reaction, zuletzt blieben nur noch spärliche Trümmer übrig; auf den Salvoral'schen Herrschaften aber wurden keine Hussiten mit Gewalt bekehrt, sie wendeten sich entweder von selbst der Kirche wieder zu, oder sie starben ab, wie Bäume, die keine Nahrung mehr haben. Das war es, was dem Namen des Salvoral-Podiebrad'schen Hauses so guten Klang gab unter diesen meist verkommenen Nachkommen jener einst so furchtbaren Krieger des einäugigen Zizka.

Mit dem Grafen Mauritz Wenzel Georg von Podiebrad aber, den sie den schwarzen Grafen nannten, war's noch ein ander Ding, von dem wollten die Leute ganz bestimmt wissen, daß er ein Calixtiner sei und insofern sie die Calixtiner nur als Gegner der Katholiken betrachteten, mochten sie nicht ganz unrecht haben; denn ein schlechter Katholik war Graf Mauritz Georg ganz gewiß; darüber klagte nicht nur seine fromme Schwägerin, die blinde Fürstin Wanda Sabina, sondern auch sein sonst so nachsichtiger Bruder Graf Dominik, der kluge und weltgewandte Prälat des Stiftes der hei-

ligen Landes=Patrone. In seiner Jugend hatte der schwarze Graf vielfach in geheimnißvoller Weise verkehrt mit dem niederen Volk, allerdings auch und vielleicht vorzugsweise mit den Resten der Hussiten, doch hatte er durch solchen Verkehr mehr Anstoß bei seinen Standesgenossen erregt, als daß er dadurch der Kirche verdächtig geworden wäre. Freilich flüsterte man sich einige bedenkliche Worte, die dem Grafen entfallen sein sollten, in vertrauten Kreisen zu; so sollte er einst gesagt haben: das Haus Podiebrad habe noch eine große Aufgabe zu lösen und die Kirche wäre kein unübersteigliches Hinderniß, aber diese und andere Worte ließen mehrfache Deutung zu; Graf Mauritz Georg war ein junger Mann damals, der ehrgeizige Träume haben mochte. Eine wenn freilich auch nur vorübergehende Bedeutung erhielten diese Dinge, als der schwarze Graf plötzlich das Land verließ und sich Jahre lang an unbekannten Orten im Auslande aufhielt. Man sagte damals, der junge Graf habe bedenkliche Geschichten getrieben, es sei davon in Wien verlautet und Kaiser Leopold habe den Fürsten Salvoral, des schwarzen Grafen Vater, der damals noch lebte, zum kaiserlichen Hoflager entboten

und ihm dort in Gnaden eröffnet, daß er seinen Sohn in's Ausland senden müsse, wenn er ihm ein hochnothpeinliches Gericht ersparen wolle. Die Verschuldung des Grafen mußte sehr groß gewesen sein, denn der alte Vater, der untröstlich war über seines Lieblingssohnes Verbannung, konnte ihm nicht helfen, obwohl er in hohem Ansehen stund bei Hofe und auch kurz zuvor erst mit der Fürstenwürde bekleidet worden war. Graf Mauritz Georg hatte sein ganzes Leben fast in der Verbannung zugebracht, meist in Frankreich und Holland, erst Kaiser Karl VI. hatte dem nun schon bejahrten Manne die Heimkehr gestattet und seitdem lebte der in vielfacher Beziehung merkwürdige Herr meist in einem alten, abgelegenen Hause auf der Prager Kleinseite ganz still und abgeschlossen und nur im Herbst siedelte er nach einer seiner Herrschaften über, wo er eifrig dem edlen Waidwerk oblag.

Uebrigens war es in Prag kein Geheimniß, daß der schwarze Graf in den untern Schichten der Bevölkerung noch immer eine Art von Popularität genoß, von welcher Niemand wußte, worauf sie eigentlich beruhte; auch unterlag es keinem Zweifel, daß der alte Herr nach mehreren Seiten hin einen Verkehr

unterhielt, dessen Bedeutung mannigfache Neugierde rege machte.

Wir haben dieser Verhältnisse hier ausführlicher gedacht, weil Fridusch, als er achtzehn Jahre alt sein mochte und in der Hakenschenke bei der Nachsicht seines Oheims völlig zu verwildern drohte, von seiner Großmutter eines Tages mit einer Botschaft nach Prag zum Grafen Mauritz Wenzel Georg von Podiebrad gesendet wurde. Es waren noch andere Leute aus dem Ort und der Umgegend unter der Dienerschaft des schwarzen Grafen, der auch eine große Anzahl von Dienstleuten hielt, wie's bis weit in's achtzehnte Jahrhundert hinein bei den großen böhmischen Herren Sitte war und durch die Würde eines vornehmen Namens geboten erschien. Der Fridusch aus der Hakenschenke wurde sofort, nachdem er die ihm selbst völlig unverständliche Botschaft seiner Großmutter ausgerichtet, unter die Stalldienerschaft des schwarzen Grafen aufgenommen und der flinke anstellige Jungkerl gehörte bald zu den besonders begünstigten Leuten im Hause. Nach zweijähriger Dienstzeit hatte er Urlaub in die Heimat gehabt; damals war er fast sechs Wochen in der

Hakenschenke gewesen und hatte Muße genug gefunden, das Herz der schmucken Peila zu gewinnen, die vordem ihrem wilden Vetter gar nicht so günstig gewesen, jetzt aber mit einem Male andern Sinn's geworden.

Der Haschek hatte seine große Freude an solchem Liebesbündnisse; er hätte dem Fridusch seinem Zögling und Liebling, Alles gegeben, seine Tochter aber gab er ihm am liebsten. Auch der Alten, der gefürchteten Altmutter drinnen in der Heerdecke, schien solches Liebespaar ganz recht zu sein, sie nickte bedeutungsvoll mit dem Kopf und gab ihren Segen, zu dem Segen aber gab sie auch einen Befehl, der den beiden Liebesleuten weniger angenehm klang, den strengen Befehl nämlich, sich vorläufig an der Liebe genügen zu lassen und mit der Ehe selbst zu warten. Der Fridusch sollte bis zu seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre bei den Podiebrad's dienen, dann, aber nicht eher möge er kommen, die Peila zum Weibe nehmen und sich in die Hakenschenke setzen, als wie jener Erbzinsmann des Hauses Podiebrad, wie sein Ohm und sein Großvater vor ihm.

Das war der strenge Befehl der alten Frau in der Heerdecke und daran war nichts zu ändern. Seit-

dem war der Fridusch schon zweimal mit Urlaub in die Heimat gekommen, freilich auf ein paar Tage nur, aber immer lieber war er dabei der Peila geworden und die Peila war ihm immer schöner erschienen. Heute war nun Frühling, wenn aber die Blätter, die jetzt im frischen Grün glänzten, gelb und roth niederfielen im Herbstwinde, dann hatte Fridusch sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht, dann setzte er sich in die Hakenschenke, dann wird Peila seine Ehewirthin!

Welche Glückseligkeit in der halb verfallenen Waldschenke zu sitzen, mit einem Landmädchen, ohne Schliff und ohne Manieren? so fragte manche Gürtelmagd, manche Zofe, ja manches vornehme Kammermensch in Prag, das ein Auge geworfen auf den schmucken Fridusch, der sich so gar gut machte, seit ihn der schwarze Graf als Piqueur zu seiner Brudersohnsfrau, der jungen Fürstin gebracht, denn die rothe Jacke des Piqueurs stand ihm noch besser und ließ seinen kernigen Wuchs noch besser sehen, als der gelbe Kontusch, den die niederen Dienstleute des Hauses trugen.

Der Fridusch aber lachte hell auf, wenn er solche Fragen hörte, denn er, er liebte seine alte Hakenschenke,

noch mehr aber liebte er Peila, seine schlanke Peila mit den weißen Armen und den dunkeln Augen.

Nun und diese Peila schwenkte er jetzt im Arme und jauchzte dazu, er drückte sie an die goldenen Galons seiner Jacke und dachte dabei seufzend, daß es doch noch lange hin sei, bis zur Hochzeit im Herbste; und die Peila, sie jauchzte und seufzte mit ihm, sie machte ganz genau Alles, was er machte, ohne es zu wollen, ohne es nur zu wissen.

Aus dem Drücken und Drehen, aus dem Heben und Schwenken des jungen Paares wurde allgemach ein Tanz; es kam Rhythmus und Cadenz in die Bewegungen und alsbald zog der gute Oheim Haschek eine hochtrabend sogenannte Davidsharfe, das heißt eine Maultrommel oder Brummeisen aus seiner Tasche und begann einen Tanz aufzuspielen, dessen Tact die Bewegungen und Schritte des Brautpaars regeln sollte.

Einige Minuten hatten Fridusch und Peila nach dem Takt der Musik getanzt, da erhoben sich plötzlich Stimmen, welche die bescheidenen Töne der Maultrommel singend begleiteten; in jenen klagenden Modulationen, die den czechischen Liedern ihren weh=

müthigen Anstrich verleihen. Haschek nickte den Singenden freundlich zu und spielte weiter, Fridusch nickte ihnen noch freundlicher zu und tanzte weiter, am freundlichsten aber nickte Peila und am lieblichsten tanzte Peila, die glückliche Braut des glücklichen Fridusch!

Die Sänger aber, die mit ihren Stimmen die Maultrommel begleiteten, das waren die Stiefbrüder, die Vettern und Freunde des Fridusch aus dem alten Ort, die er beim Durchreiten lebendig gemacht, die nur nach der Hakenschenke kommen, ihn zu begrüßen.

Als endlich die Maultrommel schwieg und der Tanz zu Ende war, da lief mit hochrothen Wangen die Peila hinein in's Haus; langsamen Schrittes folgte ihr Haschek, der Fridusch aber gab seine Hand ringsum zum Willkommen, den Stiefbrüdern zuerst, darnach den Vettern und Freunden. Sie halten auf Sitte in der Hakenschenke! Als er aber allen die Hand gegeben, da lud er sie ein, ihm in die Schenke zu folgen und mit ihm zu trinken auf den Willkommen. Einer hinter dem Andern folgten sie, schweigend die Einladung annehmend, dem voranschreitenden in die Schenkstube, die durch ihre kleinen, runden, halberblindeten Fenster-

scheiben nur ein schwaches Tageslicht empfing. Schweigend nahm die Verwandschaft auf der langen, in der Wand befestigten Bank Platz, die Hüte auf dem Kopf, die gewaltigen Stöcke zwischen den Knieen, versprengte Männer der hussitischen Nachkommenschaft! Der Letzte auf der Bank saß Fridusch, so blank in seiner glänzenden Livrée neben den verlumpten Kerlen, aber er sehnte sich, diesen glänzenden Dienstbotenstaat von sich zu werfen und ein freier Mann zu sein wie die da; in Lumpen brauchte er's ja gerade nicht zu sein! dachte er, so weit hatte doch der Aufenthalt im goldenen Prag auf ihn gewirkt.

Und als sie eine Weile gesessen der Fridusch und seine Verwandtschaft, da öffnete sich die Thür und Peila trat herein, eine mächtige Zinnschüssel, die Ehrenschüssel des Hauses, in beiden Händen tragend; die Schüssel war voll Kolatscheln, runden Kuchen, einem mit weichem Käse und süßen Beeren gefüllten nationalen Backwerk; von Einem zum Andern der Männer schreitend bot Peila mit lieblicher Freundlichkeit die „Kolatscheln" dar, als sie aber zum letzten, zu ihrem Fridusch, kam, da nahm der ihr die Schüssel aus der Hand, stellte sie auf den Tisch, legte seinen Arm um den schlanken

Leib der Dirne und zog sie wieder zu sich auf sein Knie.

Auf der Bank neben ihm durfte sie nicht sitzen, das wäre gegen die Ordnung gewesen, auf seinem Knie aber durfte sie sitzen, das war nicht gegen die Sitte und der Peila gefiel's auch fast noch besser so.

Während die Männer die Kolatscheln aßen, kam Oheim Haschek herein, der sah gewaltig roth aus; freilich war er im untersten Keller gewesen und hatte von da herauf eine großbauchige irdene Flasche geschleppt, die er vor manchem Jahr da unten in der Ecke heimlich vergraben hatte; vielleicht war ihm auch bange geworden, daß der dort begrabene gute Zwetschenbranntwein verdorben sein könne im Lauf der Zeit und darum hatte er sich gleich durch ein paar mäßige Kostschlucke von der Dauerbarkeit des Getränks überzeugt. Jetzt, nachdem er solche Gewißheit mit Freuden erlangt, ging er stolz von Mann zu Mann, ganz wie vorher seine Tochter mit den Kolatscheln; er schenkte aus der Bauchflasche in ein zinnernes Kännchen, welches immerhin eine hübsche Menge Branntwein faßte und ließ die Mannen trinken. Jeder trank, so viel oder so wenig er mochte, war das Kännchen leer, so schenkte es Haschek, der

liebe Ohm, wieder voll. Jeder aber, der da trank, sprach dazu: „Willkommen in der Heimat, Bruder Fridusch!“

Da nun die Reihe durch war, da stand Fridusch auf, nahm das Kännlein, trank einen Schluck und sprach: „Ich danke für den Willkommen in der Heimat, Bruder Ivo!“ Dann trank er wieder einen Schluck und nannte wieder Einen der Männer mit Namen, und so that er weiter, bis er sich bei Allen mit Namen für den Willkommen bedankt hatte.

Oh, der Fridusch wußte, was sich schickte und man hielt auf Sitte in der Hakenschenke!

Das nannten sie „auf den Willkommen trinken“ unter dem böhmischen Landvolk. Darnach aber fingen sie an zu erzählen unter sich; das klang nicht immer erbaulich, denn sie wilddiebten gewaltig in den Forsten des nahen Stiftes und die stiftischen Förster mochten scharf auf Hut und Wacht sein vor dem Volke, das sich eine Ehre daraus machte, daß dem schwarzen Grafen keine Klaue fehlte, während des Stiftes Oberforstmann über schwere Verheerung des Wildstandes und arge Holzfrevel klagte. Fridusch war sonst ganz der Mann für solche Geschichten, heute aber flüsterte

er lieber mit seiner Peila und sein ältester Stiefbruder Ivo war ordentlich verwundert, daß er ihm gar nicht zuhöre, obwohl es sich um eine Diebsfischerei bei Mondenschein, um die nächtliche Ausplünderung eines geistlichen Forellenbaches handelte. Hätte der Ivo nicht einen gar zu tief begründeten Respekt vor seinem Bruder Fridusch gehabt, so würde er gering gedacht haben über ihn von dem Moment an, da er ihn mit seiner Dirne plaudern sah, während eine solche Haupt- und Staats-Aktion besprochen wurde.

Eine saubere Gesellschaft war dieses in der That, von Ackerbau und Viehzucht schien wenig die Rede in dem „alten Ort“, die Wilddieberei betrachteten wohl so ziemlich Alle als ihre Hauptnahrungsquelle, gelegentlicher Diebstahl war nicht in Abrede zu stellen und hinter mancher Miene da schien Schlimmeres noch zu lauern. Haschek, der liebe Ohm, Haschek war sichtlich das Haupt, der Anführer der ganzen Sippschaft; er wußte Alles, er ordnete Alles an. Mitten darunter saßen, sich naiv ihrer Liebe und der sonnigen Jugend freuend, Fridusch und Peila; sie nahmen keinen Anstoß an diesem Halbräuberleben, das sich um sie regte und bewegte, halb frech und

doch halb schön; sie waren eben beide aufgewachsen in diesen Umgebungen, sie sahen nichts Unrechtes. Man schoß ja nicht das Wild und stahl nicht das Holz des schwarzen Grafen, das hätten diese Leute für ein entehrendes Verbrechen gehalten, man befehdete nur das Stift, die katholische Kirche, und mit der lebte man im Kriegszustande.

Das war der Rest des Hussitismus in Böhmen; die furchtbaren, Länder verheerenden Hussitenkriege, sie verliefen in Wilddiebstählen, von der verkommenen hussitischen Nachkommenschaft in den Bannforsten der geistlichen Stifte verübt.

IV.

Sanct Floriansfest.

„Das war lustig, das war lustig
Auf der grünen Erd'.
Trank ohne zu bezahlen,
Keine Nahrnngsqualen,
Und die Münze, und die Münze
Hatte keinen Werth."

(Carl Michel Bellman.)

Viertes Capitel.

Sanct Floriansfest.

Purpurisch tagte der Morgen im Bergwalde, dämmernder Duft lag über den Thälern in blauer Tiefe, da schoß wie ein goldener Pfeil der erste Sonnenstrahl aus der weißen Wolke, zückte hin über das dampfende Thal und lichtumflossen standen der Berge Häupter. Einzelne Stimmen erhoben sich im Walde, in breiten Strömen ergoß sich das goldene Morgenlicht, über alle Zweige floß es nieder, sonnetriefend regten sich Baumwipfel und Büsche, und lauter, immer lauter und voller im Chor erklangen die Stimmen in jubelnder Morgenhymne. Weißleuchtend sprangen die klaren Wasser auf, brausend und schäu-

mend stürzten sie sich zwischen grünen und blumigen Ufern nieder in die blanken Weiher, ihr Brausen und Murmeln fiel melodisch ein in den Gesang der Vögel und das Rauschen jener räthselhaften Waldesstimmen, von denen Niemand weiß, von wannen sie kommen. Funkelnder Thau hing an Blättern und Büschen und blinzelnd schoß das Gewild tiefer hinein, den Lagerplatz zu suchen in entlegenem Dickicht, wo die höchsten Tannen stehen, am Rande der Thalschlucht.

In hellem Morgenglanz leuchtete die Ebene auf, das wohlbebaute Land von Bächen überall durchschnitten, und das kleine Leben in Feld und Wiese entfaltete sich unten im belebenden Sonnenstrahl eben so frisch und froh, wie das große droben auf den Bergen und im Holze. Der würzige Waldeshauch wallte nieder zur Ebene und der süße Duft der Feldkräuter stieg empor zu den Bergen — ein lieblich Wehen und Weben, ein süßes Klingen und Singen hinauf und hernieder. Das war ein lustiger Morgen, ein lustiger Frühlingsmorgen im grünen, grünen böhmischen Lande!

Flammenhell leuchteten die Thurmspitzen der Stifts-

kirche der heiligen Landes-Patrone, mächtig rauschten die majestätischen Töne der gewaltigen Orgel, wechselnd mit dem Gesang der Menschenstimmen, der frommen Gesänge betender Priester im Chor. Als aber die Stimmen der Menschen schwiegen und der hallende Strom der Orgelklänge verrauscht war, da begann das volle Geläut von den Thürmen der Stiftskirche; dröhnend schallten die ehernen Stimmen der großen Glocken und all die kleinen Glocken im ganzen „Stiftle" wachten auf bei diesem Mahnruf und fielen hellklingend ein in den Glockengesang.

Ringsum in Berg und Thal durch das ganze „Stiftle" Glockenklang und Sonnenglanz, Blumenduft und fröhlicher Menschenstimmen jubelnder Laut.

Einen hohen Festtag feierte das Stift der heiligen Landes-Patrone, es war Sanct Florian's Tag, und das war ein großer Feiertag für Jung und Alt, was da wohnete fein und lieblich wie Brüder zusammen unter dem milden Krummstab des infulirten Prälaten im „Stiftle" zu Berg und Thal. Alle Kirchen und Kapellen, alle geistlichen Gebäude prangten im reichsten Blumenschmuck, mit Kränzen und Laubgewinden waren alle Heiligenbilder und Bild-

stöcklein umgürtet und gekrönt, aus Blumen blickten sie mild und freundlich nieder auf die fröhlich und im höchsten Festputz hin und herwogende Menge. Im ganzen „Stiftle" aber war kein Haus so klein, keine Hütte so niedrig, die Freude darin war groß und hoher Jubel jauchzte zu Thüren und Fenstern hinaus, daß es von den Bergen wiederklang, Sanct Florian zu Ehren.

Alle Schornsteine rauchten, überall wurde gebacken und gebraten, auf langen Brettern sah man unzählige kleine weiße Brödchen von wunderlicher Form, appetitlich anzuschauen und gut zu essen, vorüber tragen. Wiesenwecken wurden die Brödchen genannt nach dem Ort, wo sie nach altem Brauch in großer Menge verzehrt wurden an diesem gesegneten Tage.

In dichten Haufen quoll das Volk aus der Stiftskirche hervor, hier ein Strom ernster Männer in hohen Stiefeln und kurzen Beinkleidern, angethan mit dem Mantel, der böhmischen Landleute Feiertagstracht, unbekümmert um die Jahreszeit, an den breitkrämpigen Hüten aber prahlten festliche Blumensträuße. Zwischen die Reihen der Männer drängte sich ein Zug von Weibern mit kurzen Röcken in den hellsten Farben;

einige trugen breitbebänderte Hauben, andere, die Meisten, den uralten Kopfschmuck böhmischer Frauen, das „Kopftüchle“, ein dreieckiges Tuch, dessen einer Zipfel im Nacken hing, während die beiden andern unter dem Kinn lose zusammengeknüpft waren; unter dem Tuch aber lugten die böhmischen Augen geheimnißvoll hervor, lockend und verlockend, wie eine seltsame Frucht unter schattigen Blättern. Blumensträuße trugen die Mädchen und Frauen an der Brust, die Jugend aber, die Büblein und Mägdlein, prangten in einem ganz eigenthümlichen Festschmuck, sie trugen nämlich mit grüner Schnur an den linken Arm gebunden eine Brätzel*) von weißem Mehl, das war Sanct Florian's Angebinde für diesen Tag und manch vollwangiges Mägdlein, manch derber Junge schielte mit bedenklich verlangendem Blick nach diesem verführerischen Festschmuck. Trotz des lockenden Ansehens aber, trotz des verführerischen Duftes wagte sich Keiner, Keine an diesen Festbissen, denn ohne Sanct Florian's Angebinde fand kein Kind seinen Platz im festlichen

*) Der Name „Brätzel“ soll von brachiale d. i. Armschmuck herkommen; Andere leiten es freilich von pretiolum d. i. ein kleines Geschenk ab, dann müßte man „Pretzel“ schreiben.

Zuge und das wäre ein Kummer nicht nur, sondern auch ein Makel gewesen für's ganze Jahr.

In dichten Gruppen stand die Menge in den schattigen Alleen um die Stiftsgebäude, die Glocken schwiegen schon eine ziemliche Weile, die hehren Klänge der Orgel waren verrauscht, der vorzugsweise geistliche Theil der Festfeier war vorüber, aber die großen Pforten der Kirche standen weit weit geöffnet, an die heilige Mutter Kirche gemahnend, die ihre Liebes-Arme weit geöffnet hält für Alle, die sich zu ihrer Kindschaft bekennen. Aber nur noch einzelne, die von weiter hergekommen waren, oder sich sonst verspätet hatten, eilten in das Gotteshaus, dort ihre Andacht zu verrichten und dem Schutzheiligen ihre Verehrung zu bezeugen. Die Masse stand heiter und fröhlich in drei und vierfacher Reihe in den Alleen, oder drängte sich um den schönen Brunnen mit der Statue der heiligen Dreifaltigkeit, deren Sockel unter Blumen und Laub-gewinden fast unsichtbar geworden war. Aber nicht nur Landleute aus dem Gebiet des Stiftes sah man heute, eine Menge der verschiedensten Livréen tauchte bald hier, bald dort auf und die lange Reihe von prächtigen Kutschen, die vor den Gastgebäuden drüben

wie eine Wagenburg zusammen gefahren waren, verrieth, daß auch der böhmische Landadel zum Floriansfest erschienen im Stift.

Plötzlich krachte ein Böllerschuß in die liebliche Sonnenlandschaft hinein, lebhafter drängten sich die Menschen, laute Zurufe ertönten und langsam rollte Schuß auf Schuß seine friedlichen Donner über die festliche Versammlung. Offenbar nahete ein besonderer Abschnitt des Festes, geistliche Herren sammelten die Kinder um sich, die Männer traten hier zusammen, die Frauen dort; nirgend aber herrschte wüstes Gedränge und Unordnung, Jeder wußte, wo er hin gehörte, überall gab sich eine wohlthuende Ordnung kund und ein Eifer, sich dieser Ordnung nicht nur selbst zu fügen, sondern auch sie zu schützen gegen Alle und Jeden, die etwa übeln Willen zeigten.

Ein lauter Jubelruf ertönte, denn die obern Flügelpforten des großen Prälatur-Hofes thaten sich langsam und feierlich auf und die Spitze des Festzuges wurde nicht nur sichtbar, sondern wurde auch gehört.

Sechs Tambours in rothen goldgestickten Röcken marschirten voran und schlugen auf alterthümlichen, riesengroßen Trommeln, die mit Blumen umwunden

waren, einen Festmarsch, sie schlugen aus Leibeskräften, daß die Mauern dröhnten und die großen Blumensträuße bedenklich hin und herschwankten, die sie statt der Federbüsche auf ihren Hüten trugen.

Hinter den Tambours kam zu Pferd der Stiftshauptmann, der Advocatus des Stiftes; ein Ehrenamt, welche einst dem Senior des hohen Hauses Rosenberg zugestanden, seit dessen Erlöschen aber von dem Prälaten und seinem Capitel irgend einem Edelmann aus der Umgegend verliehen wurde, der sich dem Stifte besonders freundlich erwiesen. Da gerade kein solcher Würdenträger bestellt war, so hatte der Prälat seinen Bruderssohn, den Fürsten von Salvoral beauftragt, die Vices des Stiftshauptmanns zu versehen und der schöne, ritterliche Mann führte so gar stattlich den Festzug, daß alle die Frauen und Mädchen mit Entzücken auf ihn schaueten und auch die Männer ihre Freude an ihm hatten.

Mit gezogenem Degen, wallende weiße Federn auf dem Hut ritt der Fürst auf dem alterthümlich geschirrten Rosse hervor, gnädig freundlich nach allen Seiten grüßend. Ihm folgte von ihrem Hauptmanne geführt die ganze, dreißig Mann starke Trabantenschaar

des Prälaten, Blumensträuße an den Hüten, Blumensträuße oben in den Flintenläufen.

Hinter dieser allerdings nicht sehr kriegerisch aussehenden Garde kam eine große Fahne mit dem Wappen des Stiftes, getragen und geleitet von den Schmieden und andern zum geistlichen Hause gehörigen Handwerkern. Eine Schaar von tüchtigen handfesten Männern. Nach der Stiftsfahne schritten in ernsterem Zuge, vier und vier neben einander, die Mitglieder des Convents; dann aber kam der Prälat selbst auf einem reich geschirrten Maulthier reitend, das die Trodden seiner Satteldecken an der Erde hinschleppte, zwei weltliche Diener gingen auf jeder Seite neben dem geistlichen Herren, der mit großer Würde seinen Segen spendete, während rechts und links die Menge niederkniete am Wege. Die Mitglieder des Capitels folgten dem Prälaten, ebenfalls auf Maulthieren reitend, die indessen weniger reich geschmückt waren, als das Reitthier des Oberhirten. Uebrigens hatte dieser Festzug einen viel mehr heiteren, als feierlichen Charakter. Die geistlichen Herren begrüßten sich fortwährend mit den Leuten, an denen sie vorüberritten oder zogen. Einige Mitglieder des Conventes, oder Capitels, die sich einer

besondern Popularität erfreuen mochten, wurden mit lautem Zurufen empfangen, wie zum Beispiel dem Pater Augustinus, dem Kellermeister, eine Ovation der Art nach der andern zu Theil wurde. Den gelehrten Sub-Prior, den frommen Pater Lattermann grüßte zwar kein lauter Zuruf, dafür aber war kein Haupt in der Menge, das sich nicht vor ihm neigte und der fragende Fremde erhielt immer die fast unwillige Antwort: „Ei, kennt Ihr den Herrn Sub-Prior nicht, den frömmsten Mann im Stiftle?“ Das war auch eine Huldigung.

Entgehen konnte es Keinem, der aufmerksam zusah, daß die Frauen und Mädchen mit ganz besonderer Andacht den schwärmerischen Pater Lector begrüßten, der kaum Acht auf sie zu haben schien, sondern gesenkten Hauptes, noch bleicher als sonst, dahin zog.

An das Capitel schlossen sich nun die Stifts-Beamten und zahlreiche Besucher aus der Nähe und der Ferne, die heute Gäste des geistlichen Hauses waren; dann schwenkten nach einander die verschiedenen Gruppen in den Zug ein, die sich in der Allee gebildet hatten; zunächst die Schuljugend von einem Ordensgeistlichen geführt, an deren Spitze marschirten

zwölf oder fünfzehn Knaben, von denen man eigentlich gar nichts mehr sah, so sehr waren sie mit Laubgewinden umschlungen; das waren die Knaben, die auf Sanct Florian's Tag geboren, heut ihren Namenstag feierten und in dem heiligen Landes-Patron auch ihren besonderen Schutz-Patron verehrten. Den Knaben folgten die Männer und Jünglinge mit einer Musikbande, die lustige Stücke spielte, dann die kleinen Mägdlein, ebenfalls von einem Ordensgeistlichen geführt, zuletzt die Mädchen und Frauen. Die Kloster- und Stiftsknechte marschirten in sechs Reihen und der Bettelvogt, die ganze Polizei des Stiftes, schloß den Zug. Man sieht, daß dieser Festzug keine Prozession war; hatte er doch große Aehnlichkeit mit einer solchen, so war das nur in dem Umstande begründet, daß der Landherr, der ihn führte, zugleich ein hoher Würdenträger der Kirche war; sonst wurde nach altem Herkommen der geistliche Theil des Festes, der mit dem Segen in der Kirche schloß, scharf geschieden von dem weltlichen, der mit dem Festzuge begann.

Man behauptete nämlich, der Zug nach Sanct Florian's Wiese im Buchenhain sei ursprünglich ein

heidnisches, altböhmisches Frühlingsfest gewesen, welches von der Kirche erst auf Florian's-Tag verlegt worden sei, jedenfalls trat bei demselben der Prälat des Stiftes nicht als Geistlicher, sondern in seiner Eigenschaft als Mitglied des böhmischen Herrenstandes und der Herr der Lande dahier auf. Als solcher hatte er aus ganz bestimmten Einkünften die Kosten des Festes zu bestreiten, eine ziemlich bedeutende Quantität an Bier, eine geringere an Wein, eine Anzahl von Scheffeln Weizen zum Gebäck und außerdem noch eine geringe Geldsumme zur Bezahlung der Musikanten zu steuern. Zur Theilnahme an dem „Wiesenfest", wie man kurz zu sagen pflegte, waren eigentlich nur wenige Ortschaften berechtiget, doch erschien das ganze „Stiftle" und auch ein Theil der Umgegend dabei und wurde auch mit satt, denn der reiche Prälat ließ das Sprichwort von der „immer offenen Hand" der Kirche nicht zu Schanden werden und hatte seine Amtleute und Schaffner angewiesen, nicht zu kargen mit Wein, Fleisch, Bier und Brod.

Das Wiesenfest im „Stiftle" brachte den heiligen Florian, der sonst hauptsächlich als ein Helfer in Feuersgefahr angerufen wurde, zu hohen Ehren in

diesem Theile Böhmen's, wo er in fast noch höherem Ansehen stand, als der ganz nationale heilige Wenzel.

Unter lustiger Musik und dem immer lauter werdenden Jubel der Menge, namentlich der Jugend, rückte der Zug vor bis an's Ende der herrlichen Allee, dann schwenkte er ein in eine lustige Rasenbahn, die zwar nur auf einer Seite mit Bäumen befriedet war, dafür aber einen schönen Blick auf die alte verfallene Burg bot, die von ihrem hohen Bergsattel noch immer dräuend hernieder schaute in's Land. An einer bestimmten Stelle des Weges lag ein breiter Stein und hier hielt der stellvertretende Stiftshauptmann, Fürst von Salvoral, dem Herkommen gemäß, sein Roß an, steckte den Degen ein und warf eine Börse, welche die für die Musik bestimmte Gabe des Stiftes enthielt, von sich, so daß sie klirrend auf den breiten Stein niederfiel. Lautes Jauchzen begleitete diesen Akt, der Angesichts der alten Bergruine geschah und von derselben aus durch drei Böllerschüsse beantwortet wurde. Das hatte seine gute Bedeutung, denn vor Jahrhunderten wurde das Felsennest da oben gerade zur Zeit des Florianstages von einem böhmischen Herzoge belagert, der wollte die Riesenburg aushungern

und hatte sie dicht umlegt. Die Belagerten aber hatten Vorrath auf lange Zeit und saßen sicher auf ihrem Sattel, die Belagerung kümmerte sie wenig, der Gedanke aber, daß sie das Wiesenfest nicht mit feiern sollten, war ihnen so unerträglich, daß sie einen Trompeter zu dem Herzoge schickten und ihn um Waffenstillstand für diesen Tag ansprachen, auf daß sie Sanct Florianstag feiern könnten unten auf der Wiese mit ihren Freunden nach alter Sitte. Die Zutraulichkeit dieser Bitte rührte den böhmischen Herzog, der trotz seiner Fabelhaftigkeit, denn die Sage weiß ihm nicht ein Mal einen Namen zu geben, doch ein mildes Herz gehabt haben muß, daß er nicht nur den Waffenstillstand bewilligte, sondern auch selbst das Wiesenfest durch seine Gegenwart verherrlichte. Während der Festfeier aber, die so glänzend weder vorher noch nachher gewesen sein soll, saß er beim Becher zusammen mit dem Herrn von der Riesenburg, seinem Feinde, wurde gut Freund mit ihm und der Friede wurde noch während des Wiesenfestes ausgerufen. So wurde Sanct Florian auch ein Friedensstifter zur großen Erbauung seiner Verehrer, obwohl böse Menschen nachgehends versicherten, der eigentliche Friedens-

stifter sei nicht Sanct Florian gewesen, sondern das schöne Jungfräulein von der Riesenburg, des zornigen Freiherrns Tochter, welche mit unsäglicher Anmuth dem Herzoge köstlichen Kaurimer Wein kredenzte, in einem Pokale von lauterem Golde, wie sich von selbst versteht. Die Anhänger Sanct Florians, des Friedensstifters, der auch den Kriegesbrand zu löschen wußte, machen gegen diese Erzählung mit Recht geltend, daß man zur Zeit jenes fabelhaften Herzogs noch gar keinen Wein gebaut habe im Kaurimer Kreise, daß also schon deshalb diese Mittheilung als völlig unbegründet zu verwerfen sei.

Der Zug rückte nun langsam weiter bis zu dem nicht fern am Fuße der Riesenburg belegenen Buchenhain; am Eingang dieses Hains auf einer kleinen Anhöhe hielten einige prächtige Kutschen und eine Anzahl von Reitern. Es war die schöne Fürstin von Salvoral, welche von da aus mit noch andern Edeldamen und einigen Cavalieren dem Zuge zusah, der sich gar lustig entfaltete in der sonnigen, frischen Landschaft und wie eine bunte Schlange sich in den Windungen des Weges hin und her schlängelte, bis er sich langsam zu ihr herauf ringelte.

Am Eingang des Buchhains stand eine Wache, welche darauf zu halten hatte, daß Niemand den Festplatz vor Ankunft des Zuges betrat, außer den Beamten des Stiftes, welche die nöthigen Einrichtungen getroffen hatten. Eine große Schaar von Bettlern lagerte am Fuße des Hügels und schien in höchster Aufregung den Zug zu erwarten. Als sich die Spitze desselben näherte, verließ die Fürstin ihre Kutsche und die andern adeligen Damen folgten ihrem Beispiel, die Cavaliere stiegen vom Pferd und der Ritter von Salvoral, der den weißen Mantel, mit dem schwarzen Kreuz der Deutschherren auf der linken Schulter, trug, beeilte sich, der Fürstin seinen Arm zu bieten. Die schöne Frau legte ihre liebe Hand leicht auf den ihr dargebotenen Arm des Cavaliers, aber sie sah ihn nicht an dazu, sondern sprach lebhaft zu einer ältlichen Dame, welche ihr zur Rechten ging und erzählte ihr, daß sie am nächsten Tage nach Prag zurückkehre, sie sehne sich über die Maßen nach ihrem Töchterchen, ihrer kleinen Leopoldina Franziska, die zwar unter der Hut der Großmutter ganz sicher sei, die aber bald ihren zweiten Geburtstag feiere, einen Ehrentag, bei dem sie doch unmöglich fehlen könne.

Die Dame, an welche die Rede der Fürstin gerichtet war, scherzte und meinte, es sei ihr ganz ebenso gewesen, als sie nur Ein Kind erst gehabt, man werde aber ruhiger, wenn auch nicht weniger zärtlich, wenn der Kinder Mehrere Anspruch an die Mutter machten. Die Fürstin bestritt das lebhaft. Aufmerksam lauschte der Deutschherr, er blickte nicht auf, er sah nur auf die schöne, weiße Hand mit den runden Fingern, den zierlichen Grübchen und den rosigen Nägeln, die so anmuthig auf der dunkeln Seide seines Aermels ruhete, deren leichte Last er nicht auf seinem Arme, wohl aber auf seinem ganzen Wesen fühlte. Kein Wort entging ihm von der Rede der Fürstin, ein eigenthümliches, halb spöttisches halb melancholisches Lächeln zeigte sich um seinen Mund, er fühlte, daß die Fürstin die Absicht hege, vielleicht wirklich schon den Entschluß gefaßt habe, sich von ihrer und seiner Leidenschaft in die feste Burg ihrer Mutterpflicht zurückzuziehen. Zugleich aber ahnete er mit seinem Scharfsinne, der die Leidenschaft verleiht, daß die Fürstin zwar zu der Gräfin Josepha Kolowrat gesprochen, daß ihre Worte aber doch eigentlich an ihn gerichtet gewesen; das aber betrachtete er als einen erlangten Vortheil. „Sie be-

kennt mir", sagte er leise zu sich selbst, „daß sie sich vor mir flüchtet, sie fühlt sich mir gegenüber nicht mehr sicher, meine Leidenschaft hat die ihre entzündet, Victoria!" Und gleich darauf setzte er heimlich höhnend hinzu: „Sie hat gar nicht die Absicht zu gehen, wollte sie wirklich fort, so würde sie gehen, ohne es mir vorher feierlich anzuzeigen; sie will nur gehalten werden, sie bereitet sich bereits vor auf die Niederlage!"

Anscheinend gleichgiltig stand der Deutschherr, der weiße Mantel flatterte im Frühlingswind, das Antlitz war bleich, und wer ihn scharf beobachtete, konnte bemerken, daß er seine Blicke zuweilen abwendete von dem Zuge und daß sie dann mit verzehrendem Feuer sich auf die kleine weiße Hand senkten, die auf seinem Arme lag.

Der Ritter aber wurde beobachtet, seine Leidenschaft für die Gemahlin seines Bruders war eigentlich nur diesem selbst noch ein Geheimniß, der Fürst allein sah nicht, was Alle sahen, was der Chevalier vielleicht selbst nicht verbergen wollte in selbstsüchtiger und nicht ungeschickter Berechnung. Seit die Fürstin an jenem Nachmittag in der Kirche das Billet, welches eine unumwundene Erklärung enthielt, angenommen und

ihm nicht zurückgegeben hatte, glaubte er Hoffnung hegen zu dürfen. Zwar hatte die schöne, stolze Dame das Billet nicht beantwortet, ja, sie hatte ihn kalt und förmlich streng, abweisend behandelt seitdem, das hatte er indessen vorausgesehen und sie hatte doch sein Billet behalten. Das war genug für ihn, und selbst wenn er gewußt hätte, daß die Dame seine Liebeserklärung im ersten Zorn vernichtet hatte, so würde er darin, und vielleicht nicht mit Unrecht, ein günstiges Zeichen für sich gesehen haben.

Unfern der Fürstin und des Ritters stand ein Graf Kinsky, des gründlich gelehrten, ehrlich energischen böhmischen Hofkanzlers Franz Ulrich Kinsky Vetter, mit seiner Schwester, die zwar nicht schön, aber sehr geistvoll und sehr spöttisch war.

„Was sagst Du dazu, Hanka?“ fragte der junge Mann seine Schwester leise, indem er mit dem Blick auf das Paar wies.

Gräfin Johanna („Hanka“ ist das böhmische Diminutiv, das deutsche „Hannchen“,) entgegnete leise: „Der deutsche Herr küßt der Fürstin die Hand mit den Augen, ich sah Lippen sich selten so zärtlich und inbrünstig auf eine Hand heften, wie es diese Augen thun!“

„Gottes Haupt!" erwiederte der Kinsky begeistert und neidisch, „es ist das auch die schönste Hand, die ich noch in diesem alten Böhmerlande gesehen!"

„Nimm Dich in Acht, Ulrich!" warnte die Schwester, „Fürst Salvoral ist zwar wie's scheint ein sehr bequemer Ehemann, aber der Chevalier ist sicher dafür ein desto unbequemerer Nebenbuhler!"

„Glaubst Du, daß sie einig sind, Hanka?" fragte der Bruder wieder, einen leidenschaftlichen Blick auf die Fürstin werfend.

„Sie sind nicht einig," erklärte die Schwester mit einer ganz auffallenden Sicherheit, „und sie werden's nie werden!"

Mit blitzenden Augen schaute der Kinsky auf seine Schwester.

„Baue keine alberne und schlechte Hoffnung darauf, Ulrich!" sagte die Schwester warnend.

„Du bist klüger als ich," flüsterte der Graf weiter, „aber sage mir, woher Du weißt, daß sie nicht einig sind und woher weißt Du, daß sie nie einig werden; der Fürst ist ein schöner Mann, wenn ich aber ein Weib wäre, ich zöge den Ritter vor, der hat Freud' und Leidenschaft!"

„Ich weiß," erklärte die Gräfin mit bewegter Stimme, „daß viele Frauen einem edeln Menschen das schlechteste Subjekt vorziehen, vielleicht gehört auch die Fürstin zu diesen, sie ist aber noch nicht diesem schlechten Subjekt im weißen Rittermantel verfallen; wäre er einig mit ihr, so würden beide klug genug sein, ihre Liebe zu verstecken und zu verbergen. Der Ritter da lenkt aber geflissentlich die Aufmerksamkeit der Leute auf sich und die Fürstin, er will, daß man an ein zärtliches Verhältniß zwischen ihm und der Fürstin glauben soll; so lange ein Mann das thut, so lange hat er in Wirklichkeit sich noch keiner Gunst zu rühmen!"

„Du scheinst das ja ganz genau zu wissen," entgegnete der Bruder geradezu, fast grob, „aber sage mir nur auch, warum Du glaubst, daß die Beiden nie einig werden?"

Die Gräfin biß sich heftig auf die Lippen, die läppische Rede des Bruders hatte wohl einen wunden Fleck in ihrem Herzen unsanft berührt, da sie aber fest überzeugt war, daß Graf Ulrich nicht beabsichtigt haben konnte, sie zu kränken, sondern nur ganz zufällig sie so läppisch berührt hatte, so lehnte sie sich auf

seinen Arm und sprach vertraulich: „Die Fürstin ist fromm, sie ist Mutter, sie hat überdem mehrere aufmerksame Wächter, deren Wachsamkeit der deutsche Herr herausgefordert hat, — eine solche Frau ist nicht zu erobern, der Chevalier hat von vornherein einen Fehler begangen, der nicht wieder gut zu machen ist, er wird die Fürstin nie gewinnen!"

Mit einem Blick wirklicher Bewunderung sah der Bruder die Schwester an, dann fragte er mit einer gewissen Schlauheit, aber beinahe schüchtern: „Und was hätte der Ritter denn thun müssen, um die Fürstin zu erobern?"

„Ich sehe Dich kommen," versetzte die Gräfin leise lachend, „Du möchtest Dir selbst meinen Rath zu Nutze machen, aber Du bist nicht fein und nicht schlechtes Subjekt genug dazu; der Ritter wäre es vielleicht im Stande gewesen, — er hätte sich von der Fürstin bekehren lassen müssen, mit solchen Frauen, wie die Fürstin, kommt man unter den bestehenden Verhältnissen nur durch gemeinsames Gebet zur gemeinsamen Sünde!"

Mit einer Art von bösem Hohn, zugleich aber auch mit einem Anfluge von kühler Hoheit, hatte die

Gräfin diese letzten Worte gesprochen; fast erschrocken sah sie ihr Bruder an, und ihm schwebte eben die allerdings ziemlich plumpe, aber bei seinem Wesen erklärliche Frage auf den Lippen, ob sie, die Schwester selbst, solche Erfahrung gemacht habe; denn also war der Ton, in welchem Gräfin Johanna redete, daß man immer glauben mußte, sie spreche lediglich aus Erfahrung.

Glücklicher Weise war die Spitze des Festzuges eben am Fuße des Hügels angekommen, betäubend rasselten die Trommeln, Fürst Salvoral neigte sich vor den anwesenden Damen und warf seiner Gemahlin eine rothe Rose aus dem mächtigen Strauße zu, der oben auf dem Kopfzeuge seines Rosses prangte. Als der vorüberziehende Prälat seinen Segen spendete, knieten die vornehmen Frauen zwischen den Bettlern nieder am Wege, ein Bild der einzigen Gleichheit der Menschen auf Erden, die keine Lüge ist.

Der Zug betrat nun den Festplatz in Sanct Florian's Buchenhain; das war fürwahr ein lustiger Platz im Böhmerlande, schöne alte Bäume umgaben die Wiese, deren Mitte zu einem Tanzplatz eingerichtet war, während die Ränder auf drei Seiten mit langen

Tischen und Bänken eingefaßt waren, auf denen hohe Haufen von Wiesenwecken zum Genuß einluden; auf jeder der drei Seiten lagerten unter dem Schattendache der Buchen einige große Tonnen, aus denen schmucke Dirnen in kurzen Röcken und mit Pelz besetzten Jacken das edle Bier in die töpfernen, hölzernen, zinnernen Trinkgefäße laufen ließen, die ihnen von den Durstigen dargereicht wurden. Kleine Feuer brannten hie und da und Kessel brodelten, an hölzernen Stützen darüber aufgehangen, Fleisch wurde hier vertheilt und Branntwein in kleinen Blechbechern fort ausgeschenkt; die älteren Leute saßen meist ganz anständig auf den langen Bänken und speisten an den Tischen, die Jugend aber lagerte lachend und scherzend, aber auch kauend und trinkend, gruppenweise auf dem Rasen.

Auf der vierten, auf der Ehrenseite der Wiese war ein zierliches Zelt von rothgestreiftem Linnen aufgeschlagen, das war wohlgedeckt und mit reich gedeckten und noch reicher besetzten Tafeln bestellt, an deren mittelster der Prälat stand, umgeben von seinem Capitel und seinen vornehmen Gästen. Vor diesem Zelte war das große Banner des Stiftes aufgepflanzt und der laue Frühlingswind spielte anmuthig in den schweren

Falten des seidenen Fahnentuches, eine Ehrenwache stand dabei von drei Mann, die alle halbe Stunde abgelöst wurde, es war immer ein Hartschier des Prälaten, ein Stiftsvasall und ein junger Bursche auf Wache. Hinter dem Zelt des Prälaten war eine ordentliche Küche eingerichtet; Geschirr, Körbe und Flaschen bildeten eine tüchtige Schanze zur Rechten, zur Linken aber sprudelte eine klare Quelle lustig aus einer Felsenspalte und ergoß sich in ein steinernes Bassin, das sich die Natur wohl selbst geschaffen haben mochte, das aber von Menschenhänden erweitert und mit allerlei zierlichen Schnörkeleien versehen worden war.

Auch diese Quelle war mit Blumen geschmückt und auch hier stand eine Wache, die indessen nicht die Bierflaschen zu bewachen hatte, die ihre langen Hälse neugierig aus dem kühlen Bade hervorstreckten, sondern zur Ehre der Quelle selbst aufgestellt war, die beim Feste eine bedeutende Rolle spielte.

Als die Fürstin von Salvoral, die ganz weiß gekleidet war und fast anmuthiger noch als sonst erschien, mit den andern Damen auf dem Platze ankam, war das „Wiesenfest" schon im vollen Gange. Musik ertönte von allen Seiten, Scherz und Lachen unterbrachen

die Lust an Speise und Trank, die Sonne leuchtete durch die Büsche und funkelte über die Baumgipfel herein, es war ein hübsches, bunt bewegtes Bild fröhlichen Lebens und Treibens.

Der Prälat schritt den Damen einige Schritte entgegen, er führte die Fürstin selbst zu ihrem Platz an der Tafel und ließ durch seine Capitel-Brüder den Andern die Plätze anweisen; der geistliche Herr that das mit der ihm eigenen Würde, aber ein feiner Beobachter hätte doch bemerken können, daß er ein wenig ein ganz klein wenig rascher war als sonst; und nicht ohne Grund, denn seine Tafelstunde hatte geschlagen, ja, es war schon etwas darüber, und auf ganz zufällige Frage hatte er die Namen einiger Gerichte gehört, von denen er sehr genau wußte, daß sie nicht besser wurden, wenn sie stehen mußten. Der gute Herr hatte das feinere Leben und die italienische Küche, so weit er das vermochte, in sein Stift verpflanzt und hielt mit einem gewissen wohlanständigen Ernst an den Vorschriften, die er in dieser Beziehung, nach den reichen Erfahrungen seines römischen Lebens, seinem Küchenmeister und den Köchen ertheilt hatte.

Der Pater Lattermann der bei diesem Feste als

Sub=Prior den Segen zu sprechen hatte, beeilte sich, die Schwäche seines Vorgesetzten kennend, soviel als möglich damit und nahm, nicht ohne sich selbst einen Vorwurf wegen seiner Gefälligkeit zu machen, den dankbaren Blick hin, den ihm der Prälat zuwarf, als er sich niedersetzte und das Tellertuch entfaltete.

Das Mittagsmahl begann, nicht nur am Tisch des Infulirten, sondern auch am Conventstisch, wo der Pater Kellermeister den Vorsitz führte und an der Marschallstafel, das heißt, an der Tafel der Stifts=beamten, welcher der Stiftsamtmann präsidirte, hatten Gäste Platz genommen, statt der strengen Klosterregel herrschte heute die Heiterkeit, und der Frohsinn war an die Stelle der sonst gebietenden halb klösterlichen halb weltlichen Etiquette getreten.

Und als dem Prälaten in goldenem Becher auf einer kostbaren Vermeilschaale der erste Trunk gereicht wurde, schlugen die Tambours sämmtlich an, und von der Riesenburg hernieder krachten lustig die Böller=schüsse, denn hoch im Wipfel der Buchen saßen kraus=haarige Jungen, die beim ersten Wirbel der Trommeln ihre Fähnlein lebhaft schwenkten, das Zeichen zum Losbrennen für die Artillerie auf der Riesenburg.

Während die geistlichen Herren und ihre Gäste stattlich tafelten unter dem roth und weiß gestreiften Zelte und zur großen Befriedigung des Prälaten bei den künstlichen italienischen Gerichten oft nicht wußten, was sie speisten, hatte das auf der Wiese und im Hain zerstreute Völklein nicht weniger gut gelebt; es war Alles vollauf, Keiner durfte hungrig oder durstig sein und der Pater Augustinus hatte als stiftischer Kellermeister schon einen der herkömmlichen Umgänge gehalten, um sich zu überzeugen, daß nirgend etwas fehle. Manches Krüglein bessern Weins hatte er hier einer hinfälligen Alten, die er lange kannte, dort einer drallen Dirne im pelzbesetzten Spenzer gereicht, die mit ihren dunkeln Augen unter dem Kopftuch hervor ihn naiv bittend ansah und auf einen muntern Burschen deutete, der verlegen lachend bei Seite stand.

„Trinkt auf gute Freundschaft, Kinder!“ gab dann der kleine runde geistliche Herr lächelnd die Erlaubniß.

Die Zwei hatten's auch wohl nöthig, erst noch auf gute Freundschaft zu trinken? Der ganze Umstand, d. h. Alle, die ringsum standen, lachten laut, das war eben der Spaß.

Jetzt saßen nur noch die Alten an den Tischen, behaglich die liebe Gottesgabe genießend, die ihnen Sanct Floriansfest bot; sie aßen und tranken und gedachten vergangener Zeiten und erzählten sich endlose Geschichten von all' den „Wiesenfesten", die sie während ihres Lebens mitgefeiert. Der Schluß aber war immer, daß die „Wiesenfeste" jetzt lange so lustig nicht mehr seien, wie die in ihrer Jugendzeit, als noch der fromme Anselm Slawata im Stift geboten.

Diese guten Alten! Die Wiese war noch ebenso frisch und Sanct Florianstag wie damals, dieselben Speisen und Getränke wurden vertheilt, es war Alles wie ehedem, auch die liebe Sonne war noch die alte Freundin des Festtages, nur sie selber waren anders geworden, denn es fehlte ihnen nichts als die Jugend.

„O Jugend hold, o Jugend lieb,
Wo gehst Du hin von mir?
Ich komm' nicht mehr, ich komm' nicht mehr,
Ich komm' nicht mehr zu Dir!"

So klang ein Vers herüber von dem Liede, was die jungen Dirnen sangen, die einen Kreis um einen alten Bauern geschlossen hatten und ihn umtanzten, sich an den Händen haltend. Die Alten hörten den Gesang wohl, vor vielen Jahren hatten sie ihn selbst

mitgesungen, sie nickten auch jetzt noch, ohne es zu wissen, den Takt zu der Melodie, sie wußten aber nichts von der Lehre, die darin für sie und ihre Klage lag!

„O Jugend hold, o Jugend lieb,
Wo gehst Du hin von mir?"

Die kleinen Mädchen dort spielten stiller für sich, die Knaben jauchzten und durchtobten den Hain, zu stillem Leidwesen für manches Pärchen, das gern ein wenig allein gegangen wäre, nun aber den Spott der Buben hinnehmen mußte, die ihnen lachend nachsangen:

„Wie küssen sich die Zwei so fein,
Die möchten gern alleine sein!"

Fanden die Buben aber eine Dirne, die alleine ging und keinen Begleiter hatte, so erging es der nicht besser, denn sofort stimmten sie den Spottreim an:

„Lieber heil'ger Florian,
Bescheere mir doch einen Mann,
Eia, Popeia!"

Schaamroth und zürnend wendete sich die Dirne ab und eilte davon, die Quälgeister aber folgten ihr

auf Schritt und Tritt, bis sich das gehetzte Wild zu den Alten flüchtete, die halb ernst, halb lachend, die Bubenschaar scheuchten. Dann wanderten die Dirnen, zu Sechsen und Achten sich an der Hand haltend, auf der Wiese hin und her, was gar artig aussah, da die fast ganz gleiche Kleidung, die weißen Kopftücher, die dunkeln, mit Pelz besetzten Jacken, die hellen kurzen Röcke und die weißen Strümpfe ihnen den Anstrich einer Uniform verlieh.

Neugierig traten die schüchternen Kinder auch wohl bis zu der Stiftsfahne vor, um die schönen Kleider der Damen zu betrachten, die im Zelte tafelten und hinter ihnen trotteten hin und her die jungen Bursche, die so gern ihre Herzallerliebste aus der Reihe gelöset und sie unter den Arm genommen hätten, es aber nicht wagten in ihrer Blödigkeit.

Heida, der Fridusch, der Fürstin von Salvoral vornehmer Piqueur, der war nicht so blöde, der kam mit seiner vollen Flasche und einem Glas ohne Fuß hinter dem Zelte hervor und steuerte gerade auf eine solche Mädchen-Phalanx, in deren Mitte er seine Peila erkannte; einen grünen Kranz hatte er um seinen Hut mit dem gelbrothen Federbusch und einen mächtigen

Strauß hatte er am linken Aermel seiner rothen, goldgestickten Jacke befestigt.

„Kommt, meine schmucken Jungfern," rief er jauchzend, „Ihr müßt mit der Peila einen Schluck trinken auf eine lustige Hochzeit im Herbste; gelt, das schmeckt? das ist wälscher Wein, süß wie Honig!"

Die bunte Kette der Mädchen schwenkte von beiden Seiten ein, so daß sie einen Kreis um den Fridusch bildeten, der nun einschenkte, der Peila zuerst, darnach den anderen Dirnen, bis Alle getrunken hatten, unter hellem Gelächter den süßen Wein rühmend und im Stillen die Peila beneidend um den schmucken Gesellen, der jetzt das zerbrochene Glas in seine Tasche schob und dazu erklärte, das Glas, aus dem so viele schöne Jungfern getrunken, das wolle er zum Andenken aufheben bei seinen besten Sachen.

Die Dirnen waren nicht unempfindlich für die schmeichelhafte Aufmerksamkeit, die ihnen der Fridusch zugewendet, und als er die Flasche an den Mund setzte und den Rest darin auf ihre Gesundheit trank, da fiel mancher freundliche Blick auf den jungen Mann, den freundlichsten aber spendete ihm Peila, die unsäglich stolz auf ihren Fridusch und seine feinen Prager

Sitten war. Sie ließ sich auch willig von ihm lösen aus der Kette ihrer Gespielinnen, hing sich an seinen Arm und wandelte mit ihm weiter durch das Getümmel.

„He! Fridusch, hierher!“ rief's plötzlich von einem der Tische, „thu' mir Bescheid, Du galoppirender Blumentopf!“

„Hans Hügel, grüner Käfer!“ antwortete der Piqueur, „schenk' voll, Bruderherz!“

Er trat mit seiner Dirne an den Tisch, an welchem neben andern Männern und Frauen unsere beiden alten Bekannten, Hans Hügel von Niederland, der Falconier des schwarzen Grafen und Jobst unter der Esche, der Bettelmann, saßen und das große Wort führten.

„Blirum!“ rief der Jäger und sprang auf, als er die Dirne sah, „wenn das die Dirne ist, Fridusch, dann hast Du die schönste weit um im Lande!“ setzte er hinzu.

Peila wurde blutroth, Fridusch lächelte geschmeichelt und nahm, von allen Seiten eingeladen, Platz mit seiner Dirne. Mit Entzücken hörte Fridusch von Jungen wie von Alten das Lob seines verschämten

Mädchens, das in seiner Verlegenheit immer hübscher wurde.

Ein Alter aber, der keine Zähne mehr hatte und darum erst jetzt mit seinem Essen fertig geworden war, fragte neckend:

„Schöne Mädchen, liebe Dinger,
Sagt, woher die bösen Weiber?"

„Weil die schönen Mädchen, die lieben Dinger, durch die schlechten Männer verdorben und böse gemacht werden!" antwortete eine rüstige Frau auf die neckende Frage.

Lautes Gelächter lohnte die treffende Antwort.

Somit war das Signal zum Loslassen jener neckenden Volkssprüche gegeben, in denen sich die Erfahrung und die Lebensweisheit der niederen Stände ausspricht; von allen Seiten regnete es jetzt die altherkömmlichen Spöttereien, mit denen das Volk ein Liebespaar so gern heimzusuchen pflegt.

Die Frau, die den Alten ohne Zähne vorher so derb abgeführt hatte, begann:

„Laß Dich warnen, hübsches Kindchen,
Warnen von dem falschen Mann,
Brautmann streichelt, Ehmann geißelt,
Wie verwandelt sind die Hände?"

Jobst unter der Esche aber nahm den hingeworfenen Handschuh sofort auf:

„Laß Dich warnen, schmucker Bursche,
Warnen von dem list'gen Mädchen,
Bräute lispeln, Weiber kreischen,
Wie verwandelt ist die Stimme!"

Unmittelbar fuhr eine andere Frau fort:

„Laß Dich warnen, liebes Mädchen,
Gerste streut man erst der Stute,
Dann setzt man ihr ein die Sporen;
Laß Dich warnen, liebes Mädchen,
Küsse gibt man erst der Dirne,
Sonach aber Ruthenstreiche!"

Das Lachen der also mit Spruchversen Streitenden und der Zuhörenden lockte immer mehr Menschen herbei, es bildete sich ein sehr zahlreicher Umstand, da bemerkte der alte Bettler auf eine Anfrage, die Peila sei eine Reiche, und sofort erklang der Vers:

„Kauf ein Pferd aus reichem Hause.
Aber frei' aus einem armen!"

Jobst antwortete lachend:

„Hast Du einen Schooß von Silber,
Güld'ne Kinder wirst Du haben!"

„Die will schon freien? das Kind?" fragte eine überreife Dirne höhnend.

Sofort tönte im Chor die Antwort:

„Ist die noch zu jung zum Freien,
Bist Du schon zu alt zur Liebe!“

Beschämt schlich die alternde Dirne davon, hinter ihr her aber klang es:

„Neidisch ist die alte Dirne,
Wackle, wackle, alte Ente!“

Und wieder begann warnend eine Frau:

„Laß Dich warnen, junges Mädchen,
Sanft nur trifft der Mutter Ruthe,
Schärfer geißelt die des Vaters,
Blutig aber die des Mannes.“

Fridusch und Peila saßen da, wie betäubt von dem Hagelwetter, das in diesen Sprüchen und Versen auf sie niederfuhr; das Mädchen blickte blutroth in den Schooß, der sonst so kecke Piqueur schaute ganz verdummt um sich. Er hatte auch einst manches Brautpaar necken helfen und kein Erbarmen mit der Verlegenheit gehabt, jetzt kam die Reihe an ihn — so schlimm hatte er sich's denn doch nicht gedacht und war so betroffen, daß er gar nicht wußte, wie ihm geschah. Er konnte von Glück sagen, daß seine Qual in dem Augenblick beendet war, da er sich ihrer recht bewußt wurde. Es erklangen nämlich plötzlich die ersten Töne der Tanzmusik, die Tafel im Zelt war

aufgehoben und der Tanz begann auf der Wiese. Wie's Wetter stob der ganze Umstand auseinander, selbst die Alte erhuben sich und wankten davon, um wenigstens tanzen zu sehen. Fridusch und Peila saßen ganz allein an dem Tisch mit dem alten Bettler Jobst unter der Esche, der sie aus seinen kleinen Augen vergnügt spöttisch anblinzelte.

„Wetter und Donner!" schrie jetzt der Piqueur und schlug auf den Tisch, daß es krachte: „Das war denn doch gar zu grob!"

„Gräme Dich nicht, Fridusch," bat Peila, ihrem Geliebten lieblich zulächelnd und seine Faust vom Tische nehmend, „sie meinen's nicht böse, es ist Sitte, sie machen's allen Brautpaaren so!"

Die Dirne, so verlegen sie auch erst da gesessen, war durchaus nicht gekränkt, sie hatte im Gegentheil bei diesen Neckereien ein Gefühl süßer Genugthuung gehabt, denn in solcher Neckerei bestand die öffentliche Anerkennung ihrer Brautschaft.

„Nun, wenn das ist," meinte der Piqueur schon wieder froh, „wenn Dir's recht ist, ich kann's mir schon gefallen lassen, es war mir nur Deinetwegen!"

Damit legte er seinen Arm um der Dirne schlanken Leib, zog sie dicht an sich und drückte einen festen Kuß auf ihre vollen frischen Lippen. Danach faßte er nach einem irdenen Topfe voll Bier und leerte ihn in einem tiefen Zuge bis zum Grunde.

„Ihr bekommt eine kluge Frau, Fridusch,“ sagte der alte Jobst ihm zunickend.

„Ich denke, es wird so sein!“ lachte der Piqueur glückselig, „und hübsch ist sie auch, nicht, Jobst?“

„Ein Blinder kann's merken,“ entgegnete der Bettler aufrichtig mit einem begehrlichen Blick auf das Mädchen, „aber,“ setzte er lauernd hinzu, „was werdet Ihr sagen, wenn's die Alte in der Hakenschenke erfährt, daß Ihr auf dem Wiesenfest gewesen, die hält nicht viel von Sanct Florian!“

„Ich werde ihr sagen,“ versetzte Fridusch, der seine ganze Sicherheit wieder gewonnen, „daß uns ihr alter Freund, der berühmte Jobst unter der Esche, auf die Wiese geführt und zum Tanzen gelockt hätte!“

Mit einem hellen Jauchzer und einem kräftigen Ruck zog der Piqueur sein Mädchen auf von der Bank und einige Sekunden später schon wirbelte er mit ihr dahin im Tanze.

Der alte Bettler nickte befriedigt, offenbar gefiel ihm der Bursch, und die Dirne vielleicht noch mehr; er war ein verliebter Kerl, der Jobst und in seinen jungen Jahren gewaltig hinter den Weibern hergewesen. Jetzt drängte er sich unter die Zuschauer, die um den Tanzplatz in dichten Haufen standen.

Stundenlang dauerte der Tanz, unermüdlich war die frohe Jugend, und die Spielleute wechselten mit einander ab, so daß niemals eine Pause eintrat. Unbemerkt, auf Seitenwegen, hatte sich der Prälat, nachdem er dem Vergnügen eine Weile von seinem Zelte aus zugesehen, aus Sanct Florians Buchenhain entfernt; ihm waren nach und nach seine Geistlichen gefolgt, ebenso die Damen, so daß gegen Abend nur der gute Pater Augustinus, der Kellermeister, der hier den Oberbefehl hatte, mit seinen Beiständen und den Stiftsbeamten zugegen war, um darauf zu sehen, daß Alles in guter Ordnung ablaufe. Ihre Anwesenheit störte nirgend die Freude, ja, die Erscheinung des sehr geliebten kleinen runden Paters erhöhete das Vergnügen. Auch Fürst Salvoral und sein Bruder, so wie die Meisten der fremden Herren waren noch bis spät auf dem Tanzplatz und machten manchen Tanz

mit einer hübschen Dirne, die sich durch solchen vornehmen Tänzer nicht wenig geehrt fühlte.

Als es dunkel wurde, brach der Tanz plötzlich ab und nun begab sich die ganze Gesellschaft paarweise, wer eine Tänzerin hatte führte sie am Arme, nach Sanct Florian's Felsenquell; dort hatte sich die Musik aufgestellt und spielte einen Marsch, die Tambours aber schlugen ihre kräftigsten Wirbel. Jedes Paar trat Reihe nach an das Bassin und der Bursch holte seinem Mädchen Sankt Florians-Wasser, er beugte sich nämlich nieder und tauchte seine Hand in die Quelle, die nasse Hand aber legte er in die dargereichte der Dirne. So brachte er ihr Sanct Florians-Wasser und hatte dafür das Recht, sie auf den Mund zu küssen. Unter hundert und aber hundert Scherzen, die jedes Jahr wiederzukehren pflegten, und unter lautem Gelächter wurde diese Ceremonie und damit das Wiesenfest beendet.

Danach begann unmittelbar bei sanftem Mondlicht der Heimzug. Voran marschirten die Trabanten mit der Stiftsfahne, dann folgte der Pater Augustin auf seinem Maulthier, umdrängt von seinen geistlichen Kindern, danach aber die ganze Menge bunt durchein-

ander. Mütter mit ihren müden und unartigen Kindern, Ketten von jungen Mädchen, jungen Burschen truppweise gefolgt, aber kein einzelnes Liebespaar. Es war nämlich uralter Brauch im Stifte, daß sich nach dem Kuß an Sanct Florians-Felsenquell, wenn ihr das Wasser gebracht war, kein Mädchen mehr küssen ließ an diesem Tage. Darum ging kein Mädchen vom Wiesenfest mit seinem Liebhaber allein, sondern angefaßt mit den Gespielinnen, um auch der Versuchung zum Küssen auszuweichen, dem sie in der Dunkelheit zu erliegen fürchten mochten.

Das war vielleicht das Einzige am Wiesenfeste, was den jungen Burschen nicht sehr gefiel und einige unter ihnen sagten sogar den ketzerischen Gedanken, die geistlichen Väter hätten diesen strengen Gebrauch überhaupt eingeführt, um sie an Beisammensein mit ihren Mädchen beim Heimzuge zu hindern.

Wenn's so war, so hatten die geistlichen Väter gewiß sehr weise daran gethan und dadurch allerlei schlimmen Folgen des Floriantages vorgebeugt; die Dirnen aber waren fest überzeugt, daß ein Kuß auf dem Heimzuge gegeben oder empfangen beiden Theilen großen Nachtheil bringe.

Die Burschen pflegten sich für den ihnen aufgelegten Zwang dadurch schadlos zu halten, daß sie allerlei Spottverse auf die Frauen und Mädchen im Chore absangen. Die Mädchen blieben ihnen aber nichts schuldig, auch sie wußten spitze Verse genug auf die Untreue und Hinterlist der Männer, auf ihre Härte, ihre Geckheit, ihre Grobheit und auf die vielen Schläge, die eine Frau von ihrem Mann bekäme. Ihre hellen Stimmen klangen lustig durch die laue Nacht.

Allgemach aber wurde der Gesang immer schwächer, nur Einzelne sangen noch, die Müdigkeit kam und als man sich dem Stifsgebäude näherte, hatte sich nicht nur ein großer Theil der Gesellschaft schon verstreut nach allen Richtungen hin, sondern auch die noch im Zuge Befindlichen waren so müde, daß die Stiftsbeamten gar nicht Ursache hatten, Stille zu gebieten, was sie indessen doch an der dazu bestimmten Stelle pflichtschuldigst und in den herkömmlichen Worten thaten.

Das war Sanct Floriansfest im Stifte!

V.

Die Frau — das ist die Ausnahme.

„Junger Mann, die Frauen kennen
Ist Dir nützlich, dieses Wissen
Uebersteiget jedes andre;
Doch zu weit hin — forsche nicht.
Dir sonst könnt' es auch so gehen
Wie dort jenem alten Weisen;
Weil er ihn nicht fassen konnte,
Stürzet er sich in den Schlund."

(Herder: Der Cid.)

Fünftes Capitel.

Die Frau — das ist die Ausnahme.

Am andern Tage war es, am Morgen nämlich nach der Festfeier auf Sanct Florianswiese im Buchenhain, als der würdige Sub-Prior des Stiftes, der treffliche Pater Lattermann, ziemlich frühe schon in das freundliche Gemach trat, welches der Fürst von Salvoral im Gastgebäude des Stiftes bewohnte.

Der vornehme Diener der Salvorals hatte die frühzeitige Erscheinung des geistlichen Herrn allerdings mit einiger Bewunderung und noch mehrerem Mißvergnügen bemerkt, wagte aber doch nicht, seine Gefühle auf andere Weise, als durch ein absolutes Schweigen an den Tag zu legen, welches der Sub-Prior

freilich gar nicht zu bemerken schien. Mit einer sehr kurzen Verbeugung öffnete er die Flügel der Thür und schloß sie mit einer noch kürzern hinter dem Eingetretenen.

Unter dem offenen Fenster, durch welches der Frühling herein spielte mit lauer Luft und Blüthenduft, mit Sonnengold und grünem Blätterschatten, lag der Fürst von Salvoral auf einer Polsterbank; er sprang sofort auf bei dem Eintritt des Sub-Priors und eilte ihm mit einer Bewegung entgegen, die deutlich zeigte, wie groß seine freundschaftliche Anhänglichkeit an diesen früheren Lehrer war.

„Grüß Gott, mein theuerer, mein lieber Herr Sohn!“ sprach der Pater, mit der ihm eigenen würdevollen Herzlichkeit und erhob die segnende Hand, dann aber setzte er leichter hinzu: „Es ist noch zeitig am Morgen und vielleicht komme ich Euch zu frühe, mein lieber Fürst?“

Fürst Salvoral, der etwas phantastisch aussah, denn er trug einen weiten Sommermorgenmantel von feinem weißen Linnen mit goldenen Eicheln, lächelte ungemein verbindlich, führte den Geistlichen mit unverkennbarer Achtung zu einem Sitz und sprach, sich

neben ihm niederlassend, mit jener herzgewinnenden Anmuth, die bei Männern so selten sich findet, dann aber auch ganz unwiderstehlich ist: „Ihr wißt wohl, mein Vater, daß Ihr zu den Salvorals niemals zu frühe kommen könnet!“ Die beiden Männer schauten sich an und reichten sich die Hände, sie wechselten keine leeren Worte, sie wußten, fühlten, daß sie sich gegenseitig hochschätzten und liebten.

„Heute Morgen, mein Vater,“ begann der Fürst wieder, „kommt Ihr so recht als ein Freund des Hauses Salvoral, nämlich als mein Freund, denn das Haus Salvoral, das bin ich!“

Der Fürst lächelte, als er das „L'etat c'est moi!“ des französischen „grand monarque“ halb scherzend kopirte; der Pater lächelte auch, denn er war es gewesen, der am Tage zuvor dem Fürsten das vermessene stolze Wort des großen französischen Centralisations-Herrschers mitgetheilt hatte.

„Ueber zwei Dinge möchte ich mit Euch reden,“ fuhr der Salvoral fort, „über ein angenehmes und ein unangenehmes!“

„Dann über das unangenehme zuerst, mein Fürst!“ sagte der Geistliche rasch.

„Nun," erklärte der Fürst, die Oberlippe wie ein schmollendes Kind aufwerfend, „ich hatte mich so gefreut, noch einige Tage hier mit Euch zu verleben, mit Euch wie in früheren Tagen durch die Felder zu wandeln und dabei allerlei Dinge zu besprechen, die mir am Herzen liegen; dann wollte ich allerlei Heraldisches Euch vorlegen und Euch auch meine letzten Dichtungen mittheilen, Euch, der mir immer ein milder Richter und freundlicher Helfer war. Wißt Ihr, ich habe immer nur die rechte Freude an meinen Gedichten gehabt, wenn ich mit Euch darüber reden und sie nach Eurer Anleitung verbessern konnte!"

„Ich dächte, mein lieber Sohn!" meinte der Geistliche, der durchaus nicht unempfänglich für die wirklich kindliche Vertraulichkeit war, mit welcher der Fürst zu ihm sprach, „ich dächte, Eure liebe Frau Fürstin wäre jetzt ein besserer Richter für Eure Poesie, als der alte Priester, an dessen Beifall Ihr Euch ehedem genügen ließet; doch, versteht mich wohl, ich bin immer noch mit Freuden bereit, Eure Gedichte zu hören und ich sehe kein Hinderniß, daß wir nicht sollten allerlei Heraldica und andere Dinge traktiren auf unseren Spaziergängen!"

„Aber ich sehe ein solches Hinderniß," versetzte

der Fürst seufzend, „die Fürstin hat mir gestern Abend noch erklärt, daß sie heute abzureisen wünsche, sie sehnt sich nach der Tochter und ich finde diese Sehnsucht der Mutter zu erklärlich, als daß ich abreden und sie zum längeren Bleiben mahnen möchte!“

Pater Lattermann schaute einen Augenblick lang dem Fürsten in's Gesicht, dann blickte er überlegend vor sich nieder; er wußte, was dieser Wunsch der Fürstin bedeutete, er begriff, daß die Dame der Leidenschaft des Ritters von Salvoral gegenüber unsicher geworden sei und im Kampfe mit sich selbst begriffen, diesen Mann fliehen, das heißt die Versuchung fliehen wolle. Er freute sich dieses Zeichens von Widerstand, denn die Flucht ist oft die rechte Tapferkeit gegen die Versuchung, und der Geistliche hatte, nach dem, was er zwischen dem Ritter und der Fürstin in den letzten Tagen beobachtet, fast schon daran gezweifelt, daß die Dame noch den Muth der Flucht haben werde. Er war fest entschlossen gewesen, die Ehre und das Glück seine geliebten fürstlichen Zöglings, der so vertrauensvoll und harmlos das bedenkliche Verhältniß, von dem schon viel gesprochen wurde, übersah, durch energische Schritte zu sichern. Diese Mittheilung des Fürsten

aber freute ihn sehr, denn er glaubte nun milder verfahren zu dürfen und das drohende Uebel unbemerkt und in der Stille beseitigen zu können. Der kluge und erfahrene Mann begriff, daß die Fürstin durch eine plötzliche Abreise nicht nur dem Geschwätz neue Nahrung, sondern auch dem Ritter Anlaß zu einem Triumphe geben werde. Die Fürstin mußte bleiben, sie sollte und mußte hier die Kraft finden, stark zu sein fürderhin, nicht nur gegen die Pläne und Anschläge des Ritters von Salvoral, sonder auch gegen die eigene Leidenschaft.

Das war der Entschluß, den Pater Lattermann nach kurzer Ueberlegung gefaßt hatte.

„Ich denke, mein lieber Fürst," wendete er sich milde an seinen ehemaligen Zögling, „die durchlauchtigste Frau Gemahlin wird es sich schon noch einige Tage im „Stiftle" gefallen lassen; hat doch der hochwürdigste Herr Abt schon eine neue Ueberraschung für Ihre Durchlaucht angeordnet, es würde unsern erlauchten Prälaten sicher tief kränken, wenn des lieben Brudersohnes Gemahlin also eilfertig von ihm zöge, und zwar beim ersten Besuche. Freilich, freilich, die Mutter sehnt sich nach dem Kinde, aber unsere kleine

Leopoldina Franziska ist ja unter der treuesten Obhut der Frau Fürstin-Mutter, der Gott das Licht der Augen nahm, um ihr ein helleres und höheres Licht zu geben; ich denke, mein theuerer Sohn, die liebe Frau Gemahlin wird sich bewegen lassen, noch zu bleiben, ich will selbst mit ihr reden!"

„Dann freilich, dann wird sie bleiben," rief der Fürst heiter, „habe ich doch noch kein Menschenkind gesehen, das der Wohlredenheit des gelehrten Paters Lattermann widerstand!"

„Ihr habt eine viel zu gute Meinung von mir, mein durchlauchtiger Herr Sohn," versetzte der Sub-Prior abwehrend und seufzte: „Ach ich habe nur zu viele kennen gelernt, die nicht nur meiner schwachen Rede, sondern auch den sanften Liebeslockungen der heiligen Kirche und selbst ihren Donnerworten widerstrebten!"

In diesem Augenblicke trat die Fürstin von Salvoral durch eine innere Thür in's Gemach, der Sub-Prior erhob sich, ihr Gemahl eilte ihr entgegen und ergriff ihre Hand; halb widerstrebend nur ließ sie sich von ihm zu einem Sitze geleiten und nahm neben dem Geistlichen Platz, der sie freundlich, aber doch in einem viel förmlicheren Tone begrüßte, als derjenige

war, in welchem er mit dem Fürsten sprach, besonders wenn er mit demselben allein war.

Die Fürstin sah eigenthümlich aus an diesem Morgen; ihr Haar war ganz schlicht unter einer kleinen schwarzen Spitzenhaube geordnet; sie trug ein weißes Negligée, darüber aber einen kleinen schwarzen Seidenmantel, in den sie ihre schönen nackten Arme fest einwickelte, als sie sich niedersetzte. Ihr Antlitz war bleicher als gewöhnlich und doch glühte eine verrätherische Röthe auf den Wangen, die Augen waren halb schmachtend, halb scheu; es war das Bild einer Frau, die eine lange Nacht hindurch geweint und mit sich gekämpft hatte. Das ist der Prüfstein für die Anmuth einer Frau, die meisten verändern sich nicht zu ihrem Vortheil in solcher Nacht, die Fürstin von Salvoral aber erschien in diesem halb Niedergeschlagenheit halb Trotz verrathenden Zustande nicht häßlich, sie war reizend so; sie zeigte nur eine andere, aber keine geringere Art von Schönheit.

Das fühlte der Fürst, jeder andere Dichter würde wie er gefühlt haben, er fand seine Gemahlin reizender als je und sein freundliches schönes Auge ruhete mit verlangendem Blick auf ihr.

„Ihr wollt uns verlassen, durchlauchtige Fürstin, wie ich so eben vernehme,“ nahm der Sub-Prior nach den gewechselten Begrüßungen mit ernster Freundlichkeit das Wort, „aber unser hochwürdigster Vater, der Prälat, wird das schwerlich leiden; freilich, die Mutter sehnt sich nach dem lieben Kinde, aber das liebe Kind ist in bester Hut und wir Menschenkinder sollen ja auch lernen, diejenigen Wünsche beherrschen, die an sich löblich sind oder sich gar auf ernste Pflichten gründen! Ei! meine theuere, Frau Fürstin, es ist gewißlich ein großes und herrliches Werk, wenn wir mit Gottes Hilfe und in seinem heiligen Namen unsere bösen Neigungen, die unheiligen Begierden und Wünsche des Fleisches siegreich bestreiten und ausrotten aus unserem Herzen, aber es ist nicht genug gethan damit, auch die Sehnsucht der Mutter nach einem lieben Kinde, das mächtigste Gefühl, welches die Natur in die Menschenbrust gelegt, muß sich dem ernsten Willen fügen, denn nur dann ist das natürliche Gefühl auch ein sittliches und unantastbar, die besten Empfindungen des natürlichen Menschen mißbraucht der Versucher am liebsten zu seinen Fallstricken!“

Der Fürst staunte ein wenig, den Pater so ernste

und fast feierliche Worte reden zu hören aus solcher Veranlassung, wenn auch die Freundlichkeit, mit welcher der Geistliche sprach, den Ernst der Rede milderte. Die Fürstin selbst würde zu jeder anderen Zeit verwundert, wenn nicht gar verletzt gewesen sein, heute, völlig in Anspruch genommen durch den innern Kampf gegen die aufkeimende Leidenschaft, fiel ihr der Ton des Sub-Priors nicht auf; sie ahnte, ohne sich dessen vielleicht klar bewußt zu sein, daß der Geistliche ihr als ein Bundesgenosse zu Hilfe komme, und sie griff, da sie sich wirklich schwach fühlte, in ganz frauenhafter Weise, mit beiden Händen nach der Unterstützung, die sich ihr so unerwartet darbot. Wie fast alle edeln Frauenseelen hatte auch die Fürstin von Salvoral Muth genug zum Kampfe, aber sie bedurfte des Bundesgenossen, an dessen Seite sie streiten konnte, sie bedurfte des Mannes, männlicher Führung und Leitung. Darum erliegen die Frauen, selbst edle Frauen, so oft im Streit mit ihren Leidenschaften und Begierden, wenn diese entflammt durch die Leidenschaft eines Andern, weil sie solchen Kampf allein kämpfen müssen oder wollen ohne die Hilfe des Bundesgenossen, den ihnen die Sitte gegeben, ohne die Hilfe ihres

Gemahls. Mit dem Manne kann die Frau Staunenswerthes leisten, sie kann den Mann übertreffen, aber ohne ihn kann sie wenig, oder nichts; die Schöpfungsgeschichte sagt darum mit tiefer Bedeutung: „man wird sie „Männin" heißen."

Auf die Rede des Sub-Priors erwiederte die Fürstin langsam und stockend: „Sollte es einer Mutter nicht gestattet sein, sich nach ihrem Kinde zu sehnen, und zu gehen, um des lieben Kindes Geburtstag zu feiern?"

„Gewiß, durchlauchtigste Frau," nahm der Geistliche rasch das Wort, „wer wollte einer Mutter Sehnsucht nach dem Kinde schelten? Aber auch die Mutter muß lernen, sich den Wunsch versagen, des Kindes Geburtstag zu feiern, wenn ihr rasches Weggehen zu solcher Feier Pflichten gegen Andere verletzt!"

Die schöne Frau sah den Pater fragend an.

„Es sind Pflichten," erklärte der Sub-Prior, „die das Leben allen auferlegt, meine theure Fürstin; unser hochwürdiger Vater, der Abt, würde sich mit Recht gekränkt fühlen, wenn Eure Abreise heute erfolgte, denn Ihr habt ihm einen längern Besuch zugesagt und der Oheim Eures Gemahls darf von Euch nicht gekränkt

werden, er hat Anspruch auf Eure Neigung, auf Eure Theilnahme, fürstliche Frau!"

„Ihr habt Recht, mein Vater," erwiederte die Fürstin seufzend, „daran hatte ich nicht gedacht, nein, unser Oheim kann verlangen, daß wir Rücksicht auf ihn nehmen!"

Sie sah zu ihrem Gemahl auf, als wolle sie ihn der Rücksichtslosigkeit gegen den Prälaten beklagen, als sei er es gewesen, der zur Abreise gedrängt; das war wiederum nur das richtige Gefühl der Frau, die nichts allein thun will, — und war es nicht auch ganz in der Ordnung? Würde man nicht zunächst den Fürsten von Salvoral getadelt haben, wegen der Rücksichtslosigkeit gegen seinen Oheim? Eine solche wäre die schnelle Abreise allerdings gewesen.

„Wir bleiben also, meine Liebe!" rief der Fürst freudig.

„Es wäre in mancher Beziehung wohl besser gewesen, wenn wir schon gegangen wären!" flüsterte die Fürstin, an den Ritter von Salvoral denkend, leise in sich hinein.

Der Fürst war aufgestanden und zu seinem Schreibtisch getreten, er suchte unter den Papieren dort.

„Man soll die Versuchung fliehen," sprach der Geistliche bedeutend, indem er sich zu der Fürstin neigte, „aber nicht immer ist die Flucht die rechte Waffe zur Bekämpfung des bösen Feindes; eine Frau, die Gott im Herzen an der Seite ihres Gemahls steht, hat keinen Feind zu scheuen!"

Mit großen Augen schaute die Fürstin auf, sie bebte vor den Blick des Mannes, der so klar in ihrer Seele gelesen hatte, aber sie nahm sich zusammen und lehnte sich leicht zurück.

Der Fürst stand vor den Beiden und sprach mit einem Papier in der Hand: „Da wir nun hier bleiben, so möchte ich Euch, mein liebes Herz und Euch, mein Vater, das Gedicht von Libussa's Rosenfest mittheilen. Das war das Angenehme, von dem ich Euch vorhin sagte!"

Der Fürst war sichtlich im höchsten Grade begierig, sein Gedicht vorzulesen, dennoch machte er eine kleine Vorrede, wie es der Dichter Art zu alten Zeiten gewesen.

„Das gestrige Fest," sagte er, „hat mich an das Frühlingsfest, an das Rosenfest erinnert, wie sie es oben in Prag feiern; wißt Ihr noch, liebe Amalia,

wir waren vor zwei Jahren dabei und Ihr freutet Euch der Masse von Rosenkränzen, welche die Mädchen in den Strom warfen, als ein heilbringendes Opfer für den Frühling, in dessen Haus sie dem Glauben nachschwimmen. Es ist mir unbehaglich, daß dieses Rosenfest oder Frühlingsfest nicht mehr allgemein gefeiert wird, denn es ist doch zu schön!"

„Ja, es ist schön!" rief die Fürstin lebhaft, sie mochte des Tages gedenken, da sie diesem Fest zugesehen am Arm ihres Gemahls, im ersten Jahre ihrer Ehe, „es ist schön!" wiederholte sie und rosig färbte sich ihre bleiche Wange.

„Ich bin mehrmal dabei gewesen," nahm der Sub-Prior das Wort, „das Rosenfest ist uralt in Böhmen, es ist ein heidnisches Frühlingsfest und reicht weit über die Zeiten der Przemysliden hinauf!"

„Nun freilich," lächelte der Fürst, „Ihr werdet aus meinem Gedicht lernen, daß es gar keine Premysliden gegeben habe würde, wenn das Rosenfest nicht gewesen wäre!"

Fragend sahen die Dame und der Geistliche zu dem Fürsten auf.

„Ihr werdet es hören, meine holde Frühlingin,"

erwiederte der Fürst galant und munter auf den fragenden Blick der Gemahlin, „da wird erzählt und geschrieben, daß Libussa, des großen Krok edle Tochter von dem böhmischen Herrenstande genöthigt worden sei, sich zu vermählen, weil die Herren es übel empfunden hätten, einer Frau gehorsam zu sein. Ich habe stets meine Zweifel an dieser Erzählung gehabt, denn wir vom bömischen Herrenstande sind immer galant genug gewesen, den Frauen gern gehorsam zu sein, nicht wahr, das wißt Ihr gut genug, Amalia?"

Die Fürstin lächelte und nickte.

„Allerdings," fuhr der Fürst lebhaft fort, „blieb die edle Krok's Tochter Libussa lange unvermählt, sie schlug alle Freier aus und lebte in strenger Jungfräulichkeit; es war aber nicht die Unart der böhmischen Herren, die sie zur Gemahlin des klugen Premysl machte, sondern das Rosenfest, lediglich das Rosenfest. Ihr werdet es gleich hören, mein Vater; ich möchte hier nur noch für diese kleine hübsche Unwissende bemerken, daß der Fürst Premysl keineswegs ein Bauer war, wie ich in einer Menge von sehr weisen Büchern gefunden habe, deren Verfasser sich einbildeten, Premysl müsse ein Bauer gewesen sein,

weil ihn Libussa's Abgesandte vom Pflug holten und ihn bei einfacher Nahrung fanden. Premysl war ein böhmischer Landherr vom edelsten Geschlecht, einem Andern würden die böhmischen Herren die Hand ihrer Herrscherin nicht gegeben haben, damals aber achteten es die böhmischen Herren noch durchaus nicht unter ihrer Würde, selbst den Pflug über ihre Scholle zu führen und sie lebten sehr mäßig bei frugaler Kost. Das hat mich ein gewisser Pater Lattermann vor zwanzig Jahren gelehrt und unterließ derselbige niemals hinzuzufügen: die böhmischen Herren sollten nie vergessen, daß sie vom Pflug kommen und wenn sie sich der Mäßigkeit und Einfachheit ihrer Väter besser erinnerten, so würde das dem Heil ihres Leibes und ihrer Seele sehr zu gute kommen."

Die Fürstin und der Geistliche belustigten sich über die scherzhafte Wendung, mit welcher der Fürst seine etwas lange Auseinandersetzung schloß.

„Wir kommen aber nimmer zu Eurem Gedicht, mein theurer Fürst," mahnte der Sub-Prior, „und wir werden nie erfahren, wie das geschah, daß Libussa in Folge des Rosenfestes ihre Edeln aussendete, den

Premysl zu suchen und ihn vom Pfluge auf den Thron zu führen. Dachte ich's doch!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der vornehme Leibdiener der Salvorals meldete mit großer Würde, daß ein Bruder draußen sei, der den Herrn Sub-Prior zu Seiner Hochwürden-Gnaden abrufe.

Augenblicklich leistete Pater Lattermann dem Gebot seines Vorgesetzten Folge, er schied mit einem freundlichen Gruße und einem Wiedersehenswunsch für den Mittag.

Verdrießlich stand der fürstliche Dichter, seinen Bogen in der Hand zerdrückend, die Fürstin hatte Mitleid mit seinem Unmuth und schmeichelnd sagte sie: „Nun, mein lieber Fürst, soll ich das Gedicht nicht hören?"

„Ah! wirklich, Amalia, Ihr wollt mein Gedicht hören?" rief Salvoral erfreut, „Ihr sollt es hören, gleich!"

Er setzte sich neben ihr nieder, schlang seinen linken Arm zärtlich um ihren Nacken und las mit weicher, aber voller Stimme die folgenden Strophen:

Mit Rosensträußen und mit Rosenkränzen
Strömt alles Volk zum grünen Moldaustrand,
Die Locken wehen und die Augen glänzen
Und Liebe schlingt ihr süßes Zauberband.

Die Mütter wandeln an dem Arm der Söhne,
Die Greise führt der Töchter holde Schaar,
Dem Liebsten folgt so willig heut die Schöne,
Die spröde war ein langes, langes Jahr.

Die Augen leuchten und die Wangen blühen
In heißer Liebe und in süßer Schaam,
Die Rosen blühen und die Mädchen glühen,
Ja, jeder Jüngling ist heut' Bräutigam.

Mit Rosensträußen und mit Rosenwangen
Den Frühling grüßt das ganze Böhmerland,
Die Mädchen blühen und die Blumen prangen
Und alle Rosen sind am Moldaustrand.

Viel Rosenkränze wirft in blaue Wogen
Die weiße Hand mit keckem Wurf hinaus,
Die schwimmen dann vom Strome fortgezogen
Bis in des Frühlings unbekanntes Haus.

Mit dunklem Auge folgt manch' holde Blume
Dem duftgeschwellten, rothen Rosenkranz,
Den zu des Frühlings fernem Heiligthume
Mit weichen Händen führt der Wellen Tanz.

Denn wie die Rosen von dem Frühling kommen
Und schwimmen wieder zu des Frühlings Haus,
So wird die Liebe auch in ihm erglommen,
Und von dem Lenz geht alle Liebe aus.

Die Liebe, mit den Rosen schwimmt sie leise
Auf Wogenblau, zur fernen Heimath hin,
Und alles Volk singt froh die alte Weise:
Vom Frühling und der schönen Frühlingin!

Denn jedes Mädchen, das mit Rosenwangen
Dem Frühling wirft die Rosenkränze hin,
Und nährt im Herzen still ein süß Verlangen,
Kann heute werden noch Frau Frühlingin.

Der Frühling lacht ja selig allen Schönen,
Er übt auf Alle Zauber und Gewalt,
Und Jedem, Jedem von des Landes Söhnen
Verleiht für heut' Er seine Huldgestalt.

Sie singen Liebe und die Sonne leuchtet,
Die Blicke grüßen sich so wollustwarm,
Die heiße Thräne manches Auge feuchtet,
Die Sehnsucht sinkt der Liebe in den Arm.

In Flammenküssen fließen hin die Seelen,
Auf Rosen sinken sie im weichen Fall,
Hier ist's so leicht zu fallen, nicht zu fehlen,
Denn Lieb' und Rosen rings und überall. —

Nur oben auf dem hohen Fürstenschlosse,
Dem wolkumflog'nen grauen Wyssehrad
Ist's still, denn von dem ganzen Dienertrosse
Die Fürstin nur noch eine bei sich hat.

Die Andern zogen mit des Tages Grauen,
Wie's alte Sitte will im Böhmerland,
Die jüngsten Knaben wie die ält'sten Frauen
Das Liebesfest zu feiern, hin zum Strand.

Libussa ehrt nach Pflicht die schöne Sitte,
Wenn sie die süße Liebe auch nicht ehrt,
Sie sagte: „Nein," zu keines Dieners Bitte,
Sie hat die Feier Keinem heut' gewehrt.

Hoch auf der Brüstung in dem Fensterbogeu
Steht frei und stolz die junge Königin,
Die gold'nen Zipfel ihrer Schärpe flogen
Und flatternd weht der weiße Schleier hin.

So wie die feste Brust das Silbermieder,
Die schönen Formen zeichnend, eng umspannt,
So legt der Wind um ihre runden Glieder,
Den üpp'gen Wuchs verrathend, das Gewand.

Da steht sie stolz, die dunkeln Locken fallen
So schwer und weich auf ihre weiße Brust,
Sie zittern bei des Busens mächt'gem Wallen
Und beben in der Ahnung künft'ger Lust.

Da steht sie stolz, die kleine gold'ne Krone
Blitzt festgeflochten in dem dunkeln Haar,
Sie steht im Fenster hoch wie auf dem Throne
Und schaut hernieder auf die bunte Schaar.

Zu ihren Füßen, an des Strom's Gestade,
Wogt hin und her der Liebe Rosenfest,
Der Frühling hat bereitet alle Pfade,
Kein Herz sich seinem Gruß verschließen läßt.

Libussa sieht die rothen Rosen blühen,
Sie schaut herab auf all' das Liebesglück,
Die Pulse schlagen und die Wangen glühen
Und zürnend tritt vom Fenster sie zurück.

Vor ihrem blankgeputzten Silberspiegel
Bricht nun in hellem Zorn ihr Unmuth aus,
Denn Alles trägt der Liebe Rosensiegel,
Aus lauter Rosen blickt ihr Bild heraus.

„Kann ich der Liebe nirgend mehr entgehen!"
Und klagend tönt der Stimme Silberschall,
„Muß sie im Hauch des Windes mich umwehen
Und Rosen streuen rings und überall?"

Sie geht und ihre weißen Schleier fliegen
Wie eine lichte Wolke um sie her,
Sie schwebt hinab die glatten Marmorstiegen
Zum Garten unten, zwischen Thurm und Wehr.

Dort heben ihre Häupter fremde Bäume,
Viel kräft'ge Sträucher steh'n im schärfsten Duft
Und Zauberkräuter kriechen durch die Räume —
Ein Hauch aus fremder Welt durchwürzt die Luft.

Mit ernstem Antlitz durch die düstern Gänge
Libussa wandelt, selber zauberhaft,
Die Fürstin kennt der Zauberpflanzen Menge
Und all' der Sträucher tief verborg'ne Kraft.

Der helle Blick in ihren tiefen Augen
Prüft, wissensdurstig, flammend, Blatt für Blatt,
Sie will sich Trost aus fremden Blüthen saugen,
Sie, die den Rosenkranz verworfen hat!

Von ihrer Stirne droht ein fester Wille,
Jungfräulich herb geschlossen ist ihr Mund,
Da stört ein leiser Ton die Grabesstille,
Ein Seufzer wie aus tiefstem Herzensgrund.

Mit weißen Händen biegt das Blatt der Feige,
Libussa scheu und leise niederwärts,
Neugierig späht ihr Auge durch die Zweige,
Laut klopfet ahnungsvoll ihr stolzes Herz.

Sie sieht, und Purpur steigt in ihre Wangen —
Der Anblick macht die Fürstin sterbenskrank —
Von eines fremden Mannes Arm umfangen
Ein Mädchen auf der schwarzen Marmorbank.

Sie sieht, und ihrem Zorn die Worte fehlen,
Wie fieberheiße Küsse tauscht das Paar,
Dem rings, im Wollusttaumel seiner Seelen,
Die ganze weite Welt verschwunden war.

Wollüstig schaudernd vor den wilden Flammen,
Die er in Küssen über sie ergießt,
Zuckt sie in seinem Schooße jäh zusammen
Und ihre Thräne schwer wie Balsam fließt.

Libussa sieht die Flammenküsse lodern
Auf ihrer Freundin blüthenweißer Brust,
Und hört sie leise stammelnd Liebe fordern,
Und sieht vergehen sie in Schmerz und Lust.

Libussa steht am Stamm der Samuch-Feige
Und starrt verzaubert auf das Liebesglück,
Ihr bebt die Hand, doch hält sie fest die Zweige,
Sie möchte flieh'n und tritt doch nicht zurück.

Die Wangen brennen ihr in dunklen Gluthen,
Der Busen wallt in wildem Drang empor,
Durch ihre Adern peitscht's wie Feuerfluthen
Und Stimmen raunen lüstern ihr in's Ohr.

Es zischt um ihre fieberheiße Stirne,
Ein dumpfes Rauschen geht durch bange Luft,
Ihr glüht ein Feuerpfeil in Herz und Hirne
Und dichte Schleier webt der Pflanzenduft.

Sie sieht und fühlt, durch alle ihre Glieder
Zuckt es wie bittre Lust und süße Qual —
Da flammt und lohet vor ihr nieder
Im Riesenglanz ein ungeheurer Strahl.

Der Donner kracht, des Schlosses Mauern beben,
Betäubt, geblendet sinkt die Königin
Am Feigenbaum zusammen ohne Leben
Und krachend rollt das Wetter drüber hin.

Die Blitze funkeln und die Stürme sausen,
Die Donner folgen sich in wilder Hast,
Die Wogen rauschen und die Wälder brausen,
Das Wetter kommt zum Rosenfest als Gast.

Schon während des Lesens hatte Amalia ihr Köpfchen zärtlich an die Schulter des Gemahls geschmiegt, als er aber geendet, da umschlang sie ihn mit ihren beiden Armen und bedeckte seinen Mund mit feurigen Küssen, die eine gleich heiße Erwiederung fanden.

„O meine holde Frühlingin!“ stammelte Salvoral selig; wahrlich, der Fürst hatte heute Ursache, sich bei dem Dichter zu bedanken!

Der kluge Pater Lattermann konnte sich eines bedeutenden Erfolges rühmen an diesem Tage; seine offenen und versteckten Mahnungen hatten die wankende Fürstin getrieben, sich in dem schweren Kampf

gegen die Leidenschaft, welche die kühne Bewerbung des Ritters von Salvoral in ihr entzündet, auf den ihr von Gott angewiesenen Hort, auf ihren Gemahl zu stützen. Vielleicht aber hätten die schwerwiegendsten Worte des Sub-Priors nicht den Eindruck gemacht und die glücklichen Folgen gehabt, wie sein Weggehen zur rechten Zeit. Die liebeathmende Dichtung des Fürsten und das Alleinsein mit dem Gemahl waren zwar nicht mächtig genug, die Leidenschaft sofort auszurotten, die bereits Wurzel geschlagen in der Seele der Fürstin, aber Amalia kam durch sie wieder zum vollen Bewußtsein ihrer Pflicht und ihrer Zugehörigkeit zu dem Gemahl, das mußte ihr Kraft geben in dem Kampfe mit sich selbst und mit dem Versucher in der Gestalt des deutschen Herrn.

Mehrere Stunden später, um Mittag etwa, erschien der Ritter von Salvoral, wie all' die Tage her, in dem Gemach der Fürstin, um sie und seinen Bruder zum Mittagsmahl in die Prälatur zu geleiten.

Der trotzige, vermessen leidenschaftliche Mann triumphirte, denn er hatte sich überzeugt, daß die Fürstin noch keine Anstalten zu der gestern so bestimmt angekündigten Abreise befohlen habe. Er hatte das

vorausgesehen, mit innerer Genugthuung sagte er nun zu sich selbst: „Sie wollte fliehen, fliehen vor mir, sie verzweifelt daran, mir länger zu widerstehen aber sie vermag auch nicht mehr, sich loszureißen, sie bleibt und mein Sieg ist entschieden!"

Hochgetragenen Hauptes trat der Ritter ein, in seiner Haltung lag das Bewußtsein seines Sieges, wenn auch sein Antlitz die Siegesfreude in keinem Zuge verrieth. Die feine Lehre seines Ohm's, des schwarzen Grafen, hatte er sich zu Herzen genommen, einer geliebten Frau selbst im höchsten Moment des Sieges nicht die Miene des Siegers zu zeigen. Das wurde ihm nicht schwer, denn er hatte die Krankheit starker Seelen, den Stolz; stolze Männer aber sind zufrieden mit der Macht und ihrem Genuß, während eitle Männer den Schein der Macht fast eben so hoch schätzen, wie die Macht selbst, auch sich keines Sieges freuen mögen, dessen sie sich nicht rühmen dürfen. Der enthusiastische, poetisch begabte Fürst war eine eitle, der verwegene, leidenschaftliche Ritter eine stolze Natur.

Das gab sich auch auf den ersten Blick kund, wenn man die beiden Brüder neben einander sah;

der Fürst freundlich, gefällig, gewinnend, ein schöner Mann mit eleganten Manieren und zierlich in Kleidung und Erscheinung; der Ritter ernst, kalt, abwehrend, schmucklos in seinem ganzen Auftreten. Er trug sich meist schwarz, nach spanischem Schnitt, wie es damals noch vorherrschende Sitte unter den Vornehmsten war, weil Carl, der Kaiser, von seinem spanischen Königthum her der spanischen Tracht treu geblieben. Das spanische Schwarz paßte auch zu dem Charakter des jüngern Bruders als eines geistlichen Ritters, während der ältere Bruder sich gern in die prunkvolle Tracht des französischen Ludwig kleidete, die ihm Raum ließ, zugleich seiner Prachtliebe zu genügen und seinen guten Geschmack zu zeigen.

Den Hut in der Hand kurz schwenkend trat der Ritter ein und verbeugte sich leicht, darauf nickte er seinem Bruder zu und kam der Fürstin entgegen, der er die Hand küßte und ihr dann mit einem mächtigen Blick einen glückseligen Tag wünschte.

„Ich danke Euch!" erwiederte die Dame gepreßt, indem sie die Augen niederschlug und erröthete.

Der Ritter ließ seinen Blick eine Weile auf der Fürstin ruhen, dieser Blick war fast zornig, denn er,

der stolze Mann fühlte sofort, daß eine Veränderung mit der Dame vorgegangen, seit er sie nicht gesehen. Der zornige Blick wurde ein höhnischer und dann, als er sich abwendete, ein beinahe verachtender.

„Was heißt das, mein Bruder?“ fragte der Fürst auffahrend; ganz zufällig hatte der sonst so arglose Mann die Blicke seines Bruders gesehen, „hat die Fürstin, meine Gemahlin, heute das Unglück, Euch heute weniger zu gefallen als sonst?“

Die Frage des Fürsten war scharf, sie traf tiefer, als er es selbst wußte, die Eitelkeit des Mannes, der gern mit der Schönheit seiner Gemahlin prunkte, war eben so verletzt, wie das Gefühl seiner Würde als Chef des Hauses Salvoral-Podiebrad; der Ritter hätte nur noch seines Bruders Verse tadeln müssen, dann hätte er ihn zugleich an allen den Punkten angegriffen, an denen er am verwundbarsten war. Seine Würde als Chef des Hauses, die Schönheit seiner Gemahlin, und seine Verse, diese Drei durfte dem Fürsten Niemand antasten; der sonst so milde, weichherzige und großmüthige Mann konnte in schweren Zorn gerathen und darum ein gefährlicher Feind werden, allerdings aber nur für den Augenblick, denn

er war leicht zu besänftigen und vermochte nicht lange zu zürnen.

Die wilde Leidenschaft flammte mächtig auf in dem Ritter bei der scharfen Frage seines Bruders, aber er hielt an sich, der Lehren des schwarzen Grafen gedenkend, und versetzte gepreßt: „Ihr irrt Euch, mein Bruder, ich hege wahrlich keinen größern Wunsch, als daß Eure schöne Gemahlin nur den zehnten Theil des Gefallens, den ich an ihr habe, an mir finden möchte!"

„Ich zweifle nicht," entgegnete der schon wieder völlig besänftigte Fürst lachend, „daß Ihr ein ganz ungeheueres Gefallen an Amalia findet, wenn Ihr Euch mit dem zehnten Theil davon als Gegengabe zufrieden erklärt, denn, gesteht es, Leopold, Bescheidenheit war niemals diejenige Tugend, der Ihr Euch besonders rühmen durftet und schönen Frauen gegenüber erschien sie Euch selten angebracht!"

Der Fürstin mißfiel der Ton, in welchem ihr Gemahl sprach, den Ritter aber reizte die Rede und kühn erwiederte er: „Ihr vergeßt, Franz, daß diese Dame für mich zunächst die Fürstin von Salvoral, die Gemahlin meines Bruders, dann erst in zweiter Reihe eine schöne Frau ist!"

Die Fürstin trat einen halben Schritt zurück vor dieser Rede, diese Mahnung an die Pflicht aus dem Munde des moralischen Mitschuldigen machte den tiefsten Eindruck auf das Herz der Frau und die kühne Leidenschaftlichkeit, die den Ritter zu dieser Aeußerung fortriß, hatte ihm einen Dienst geleistet, den ihm die feinste Berechnung nicht zu leisten vermocht hätte. Der Eindruck, den er auf die feurige Frau gemacht, war dadurch mächtig verstärkt, der Eindruck mußte bleiben, wenn die Mahnung auch verflog und vergessen wurde.

Leider that der Fürst selbst, freilich ohne eine Ahnung davon zu haben, viel dazu, seinen Bruder neben sich bedeutend erscheinen zu lassen, denn scherzend rief er:

„Gebt dem Ritter Euren Arm, Amalia, verzeiht ihm, schöne Frau in zweiter Reihe, daß er in Euch nur die Gemahlin seines Bruders sieht! Geht, ich folge Euch sogleich, ich will nur noch eine Zeile schreiben, geht, laßt unsern hochwürdigsten Oheim nicht warten!“

Die Fürstin fand in diesem Augenblick den Fürsten platt, den Ritter aber erhaben; sie war noch immer

fest entschlossen, ihre Leidenschaft zu besiegen, aber sie bewunderte ihren Feind und zitterte vor ihm.

Der Ritter nahm den Arm der Dame und führte sie hinunter, er sprach kein Wort, sein Schweigen bedrückte die Fürstin so, daß es ihr unerträglich wurde und durch einen kecken Ausfall suchte sie sich den Anschein tapferen Muthes zu geben: „Ich lobe es,“ sagte sie rasch und hastig, „daß Ihr in mir zuerst die Gemahlin Eures Bruders seht, aber, das ist kein Grund zum Schweigen, oder meint Ihr, daß es Euch verboten wäre, mit der Gemahlin des Bruders zu sprechen?“

„Amalia!“ erwiederte der Ritter in dem eigenthümlich metallisch vibrirenden Ton, den seine Stimme annahm, wenn er sie dämpfte, und blieb stehen.

„Was wollt Ihr?“ fragte die Fürstin weiter gehend und dadurch auch den Ritter zum Weitergehen zwingend, sie glaubte in diesem Augenblick ihrem Gegner überlegen zu sein und verfolgte frauenhaft hastig den vermeinten Sieg.

„Ich wollte,“ fuhr der Ritter mit leidenschaftlicher Betonung heraus, „es wäre verboten, nicht nur zu reden mit der Frau des Bruders, sondern auch sie

zu sehen, denn durch Sehen und Reden bin ich so elend und erbärmlich geworden, daß ein Weib mich mißhandeln darf!“

„Fürwahr, Ihr seid artig, Herr!“ sprach die Fürstin mit mühsam errungener Fassung, aber sie zitterte in tiefster Seele, denn in der Rede des Ritters grollte ein so unbändiger Zorn und eine solche Verachtung zugleich gegen das „Weib,“ daß sie erschrocken war bis zum Tode.

„Artig,“ höhnte der Ritter und seine Augen leuchteten drohend, während die Worte wie Gifttropfen von seinen Lippen fielen, „artig, ei ja, fein artig wollt Ihr die Herren, Ihr auch Amalia? Der Fürst, mein Herr Bruder, ei freilich, der ist artig, der putzt sich bunt und schwätzt allerliebste Narrheiten und das behagt den Weibern! Es ist erbärmlich, Amalia, Ihr liebt mich, hört Ihr? mich, mich ganz allein, Ihr wißt es auch recht gut, aber Ihr habt den Muth nicht, es Euch selbst zu bekennen, geht hin, verachtet die Leidenschaft, die Euch retten könnte aus der Kläglichkeit dieses Lebens; geht hin! laßt Euch in kurzen und langen Versen ansingen von meinem artigen Bruder und haltet ernsthafte Zwiesprache mit ihm, ob

ihm der rohte Lappen besser lasse, als der blaue, geht, geht! ich habe besser von Euch gedacht. Amalia, ich dachte, Ihr könntet die Männer, die Gott macht, von denen unterscheiden, die der Schneider im Bunde mit dem Friseur zusammenflickt und kräuselt!"

Der Chevalier hatte sich von seiner Leidenschaft zu weit fortreißen lassen, die Länge seiner Rede hatte der so mächtig angegriffenen Frau Zeit gelassen, sich einigermaßen zu sammeln, sie zitterte vor dem wilden Ungestüm, der ihr entgegen zürnte, aber die Insolenz des Tones rief ihre ganze Weiblichkeit und Würde unter die Waffen; sie blieb stehen, ihre zarte Gestalt hub sich und mit blitzenden Augen rief sie, völlig unbekümmert um die Leute, die in einiger Entfernung die Allee kreuzten: „Was untersteht Ihr Euch? Ihr habt kein Recht, so mit mir zu reden! ich leide solchen Ton nicht, schweigt!"

„Ich habe Euch nie so schön gesehen, Amalia, wie in diesem Augenblick!" entgegnete der Ritter, die zürnende Frau mit glühenden Augen anstierend.

Das war kein leeres Kompliment, es war die Wahrheit.

Die Fürstin wendete sich empört ab und schritt

hastig der Prälatur zu, der Ritter ließ sie allein gehen und sein gellendes Lachen schallte hinter ihr her.

„Beim Teufel von Aussig!" sagte der Ritter zu sich selbst, „ich mußte sie beleidigen, das war meine einzige Rettung; ich folge jetzt blindlings den Rathschlägen meines Ohms; welche Erfahrungen muß der schwarze Graf gemacht haben: „„wenn Du Dich bei einer Frau ruinirt siehst, oder glaubst, so beleidige sie keck, Du zwingst sie dadurch, sich angelegentlich mit Dir zu beschäftigen, versöhnen aber wirst Du eine Frau, die sich angelegentlich mit Dir beschäftigt, stets mit leichter Mühe!" — so lautet die Lehre des schwarzen Grafen und sie wird sich bewähren, wie noch alle, die er mir gegeben. Oh mein Täubchen, Du sollst mir nicht entrinnen und wenn Du noch hundert Mal störriger wärest, Du mußt mein sein, Du mußt!"

Er eilte jetzt mit langen Schritten der Fürstin nach, um sie noch vor der Prälatur einzuholen, da ihm das aber nicht gelang, so trat er, ohne zu zögern, ein und verfügte sich in den Speisesaal, wo er zu seiner Verwunderung nur den Pater Kellermeister, den stets wohlgelaunten Vater Augustinus fand, mit dem

er sofort ein heiteres Gespräch begann. Der Ritter glaubte, die Fürstin sei in die Privatgemächer des Prälaten eingetreten, sie sollte ihn bei ihrem Kommen in einem heitern Gespräch finden.

Der Ritter hatte sich schwer verrechnet; freilich handelte er ganz korrekt nach seines Ohms, des schwarzen Grafen Lehren, die auch ganz vortrefflich sein mochten bei den leichtsinnigen Französinnen und üppigen flandrischen Schönheiten der Jugendzeit des Oheims, die sich aber doch nicht ganz bei den deutschen und böhmischen Edelfrauen der Jugendzeit des Neffen bewähren wollten.

Es ist überhaupt mißlich für den Umgang mit Frauen eine allgemeine Regel aufstellen zu wollen, die größte und robusteste Theorie wird oft an einer ganz kleinen und zarten Frau zu Schanden, denn die Frau, das ist die Ausnahme!

Die Fürstin von Salvoral beugte sich vor dem Chevalier, wie sich jeder schwächere Geist vor dem stärkern beugen wird, seiner Leidenschaft war es gelungen, ihrer Seele Klarheit zu trüben, sie in Verwirrung zu setzen; die gewaltige Kraft seines leidenschaftlichen Wesens riß sie, auf Augenblicke wenigstens,

fort, die Energie seines Willens imponirte ihr, und flößte ihr sogar Schrecken ein, trotz alledem aber — sie liebte den trotzig ungestümen Mann noch nicht. Sie hatte das Bewußtsein ihrer Pflicht, sie gedachte ihres Gemahls und noch mehr ihres Kindes; die christliche Erziehung bei den blauen Schwestern in Prag, die christliche Sitte in dem Hause ihres Gemahls, deren Hauptstütze die greise blinde Fürstin Wanda Sabina war, das volle Gefühl der kirchlichen Abhängigkeit, das Alles waren mächtige Stützen für die vom Sturme der Leidenschaft erfaßte und gewaltig geschüttelte Frau. Durch die Vorgänge des Morgens hatten alle diese Stützen eine Stärkung erfahren und die Fürstin wiederholte sich, als sie sich empört von dem Ritter abwendete, beinahe unwillkürlich das mahnende Wort des Pater Lattermann: „Gott im Herzen, hat die Frau an der Seite ihres Gemahls nichts zu fürchten!"

Der deutsche Herr hatte einen Mißgriff schlimmster Art begangen, die Lehre seines argen Oheims auf diese Frau anzuwenden, er hatte sie beleidigt, ja, er konnte sicher sein, daß sie sich mit ihm angelegentlich beschäftigen werde, aber dann wieder zur Versöh-

14*

nung mit ihr zu kommen, durfte ihm sicher schwerer fallen, als er denken mochte.

Die Frau, die sich im ersten Augenblick tödtlich beleidigt fühlte, dachte nur ganz kurze Zeit an Rache; als sie an der Thür der Prälatur umkehrte und wieder quer durch die Allee zurückschritt, waren Zorn und Rache schon aus ihrer Seele geschwunden; sie trat mit ganz andern Gefühlen und mit bebenden Schritten in die kleine, ganz schmucklose Marien-Kapelle unter den Bäumen, die viel älter sein soll, als das Stift selbst. Die Fürstin beugte ihre Knie und neigte ihr bethräntes Antlitz zitternd im Gebet vor dem unscheinbaren Bilde der Mutter Gottes.

Sie fühlte die Beleidigung, die ihr der Deutschherr zugefügt, als eine Strafe für die sündigen Regungen, denen sie doch nicht mit dem rechten Ernst, wie sie jetzt Gott und sich im Gebet bekannte, entgegengetreten; sie beugte sich unter die strafende Hand des Herrn, aber ihr Glaube an die Gnade und Fürbitte der heiligen Jungfrau gab ihr Muth und Kraft wieder. Sie erhub sich, getröstet und gestärkt, mächtig in festen Vorsätzen trat sie hinaus.

Der Fürst, ihr Gemahl kam eben herüber; er

glaubte sie gar schon in der Prälatur, da er sie aber mit ernstem Antlitz aus der Kapelle treten sah, so fiel ihm auch die Abwesenheit seines Bruders nicht auf. Der Fürst war selbst ein eifriger Sohn seiner Kirche, eine Folge des mütterlichen Einflusses; er war der erste Mann im Hause Salvoral, den man für einen eifrigen Katholiken hielt, bei allen Andern war ein stiller Verdacht da, daß die Podiebrad'schen Traditionen keinen günstigen Einfluß auf die kirchliche Christgläubigkeit geübt. Selbst der hochwürdige Prälat war diesem Verdacht in jüngeren Jahren wenigstens nicht entgangen, trotz seiner geistlichen Würde.

Mit einem herzgewinnend freundlichen, aber doch ernsten Wesen nahm der Fürst den Arm seiner Gemahlin, er drückte ihr beide Hände in eigenthümlich liebreicher Weise.

Die Fürstin sah ihn fragend an.

„Soll ich den Händen nicht danken," erwiederte der junge Mann rasch, „die sich soeben gefaltet zu Gott erhoben im Gebet auch für mich!"

„Ich habe nicht für Euch gebetet, mein Gemahl," sprach die Fürstin leise und beschämt die Augen niederschlagend, „ich dachte nur an mich!"

„Wer für Euch betet, Amalia," entgegnete der Fürst freudig, „der betet auch für mich, sind wir denn nicht Eins, Ihr und ich?"

Langsam hub die Frau ihre Augen auf, und wie sich die Blicke fanden, so fanden sich auch die Seelen, aber Eins waren sie doch noch nicht, wenn sie es auch Beide aufrichtig glaubten in diesem Augenblick.

„Der Frau Fürstin Durchlaucht haben sich beim Gebet in der Marien-Kapelle aufgehalten!"

Also sprach der Pater Lattermann, der am Fenster des Speisesaals stand und die Unruhe bemerkte, in welche der hochwürdigste Prälat gerieth, da sich das fürstliche Paar einige Augenblicke erwarten ließ.

Ueberrascht trat der deutsche Herr an ein anderes Fenster, er sah das Paar in der That von der Kapelle herüberwandeln, es kam eine Ahnung über ihn, als ob das nichts Gutes für seine Pläne bedeute, doch wendete er sich rasch um und sprach: „Entschuldigt die Verspätung, mein Oheim, der Fürst und seine Gemahlin werden im Augenblick hier sein!"

„Ei!" entgegnete der Prälat in dem ihm eigenen, zwischen strafender Milde und spottender Neckerei die Mitte haltenden Tone, „Ihr wollt ein geistlicher Ritter

sein und nennt es Verspätung, wenn ein Menschenkind im Gebet der Tafelzeit vergißt! Leopolde! Leopolde! Ihr könnt noch immer von Eurem ehemaligen praeceptore, unserm würdigen Bruder Lattermannio lernen; Aufenthalt sagtet Ihr, lieber Bruder! recte dixisti! ein Aufenthalt im Gebet ist keine Verspätung, zumal wenn es sich um so irdische Dinge handelt!“

Der geistliche Herr wies lächelnd auf die wohlbesetzte Tafel, er tadelte den Ritter, er verspottete den Sub-Prior und spottete endlich auch seiner selbst, er that das Alles aber so fein und so milde, daß es Keinem und am wenigsten ihm selbst wehe that.

Sein Blick aber wurde doch sehr freundlich, als das fürstliche Paar denn endlich eintrat, und der Pater Kellermeister den Befehl zum Anrichten ertheilte.

Ende des ersten Bandes der ersten Abtheilung.

Druck von C. Guthschmidt & Co. in Berlin, Lindenstr. 81.

Hesekiel, George,

Aus drei Kaiserzeiten

Bd.: 1,1

Berlin 1862